

„Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen dem Antifeminismus in Russland und dem Ukrainekrieg“

Die Bestsellerautorin Sofi Oksanen im Interview über „Putins Krieg gegen die Frauen“ (S. 9). Und weitere wichtige Neuerscheinungen des Frühjahrs auf **12 Seiten**

Neue Bücher von

Annett Gröschner, Peggy Mädler und Wenke Seemann, Nicole Seifert, Ulrich Peltzer, Ronya Othmann, Paul Murray, Edo Popović, Gerhard Henschel, Benny Morris, Philipp Lenhard, Lea Ypi, Nora Krug, Alexandra Schauer, Andrea Löw, Daniel Mullis, Sofi Oksanen, Frauke Rostalski, Didier Eribon, Bell Hooks



Foto: Stina Stjernkvist/TT/imago



© Catherine Shakespeare Lane

Thinking like Hannah Arendt

Dieses Buch erzählt, wie Hannah Arendt zu ihrem eigenen, sehr besonderen Denken kam, und erklärt, wie wir denken sollten, wenn unsere Politik aus den Fugen gerät. Lyndsey Stonebridge bringt Hannah Arendt in einen Dialog mit unserer unruhigen Gegenwart – und fordert uns dazu auf, so zu denken, wie sie: unerschütterlich, liebevoll und trotzig.

Buchpräsentation:
im Literaturhaus Berlin am 23. April
Moderation: Wolfram Eilenberger



Aus dem Englischen von Frank Lachmann. | 351 Seiten | Gebunden | € 26,- | ISBN 978-3-406-81467-9

Auch als Hörbuch!

C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

Der C.H.Beck Newsletter: Die Welt im Buch



chbeck.de/nlz

www.chbeck.de

editorial

In dieser literataz

Sofie Oksanen beleuchtet den Antifeminismus Putins, und drei ostdeutsche Frauen betrinken sich

Wie sexuelle Gewalt als Waffe eingesetzt wird, hat zuletzt das genozidale Massaker der Hamas in Israel auf abscheulichste Weise gezeigt.

Auch Russland setzt sexuelle Gewalt als Kriegsmittel gegen ukrainische Frauen ein. Die finnische Bestsellerautorin Sofie Oksanen ist eine Kennerin Russlands und hat in ihrem neuen Buch den Antifeminismus in Putins Diktatur beleuchtet, den sie als einen strategischen beschreibt. „Die Ukraine repräsentiert alles, was der Kreml ablehnt“, sagt sie im Interview (S. 9), und es ist eine bekannte, aber verdrängte Tatsache, auf die noch immer hingewiesen muss, dass nämlich Frauen, Juden und Homosexuelle stets die ersten Opfer von Diktaturen sind.

Nicht über direkte, sondern über strukturelle Gewalt schreibt der Soziologe Didier Eribon, der in Deutschland mit seinem Buch „Rückkehr nach Reims“ bekannt geworden ist. Sein neues Buch handelt von seiner Mutter, die als Arbeiterin und unterdrückte Frau ein Leben voller Entbehrungen geführt hat (S. 10).

Ansonsten: Tief ist der Brunnen der Vergangenheit (Thomas Mann) – und zwar inzwischen längst auch für die taz. In dem neuen Roman von Gerhard Henschel begegnet man einem der großen taz-Skandale der 90er Jahre: der Auseinandersetzung um die Satire „Barbier von Bebra“. Darauf hinzuweisen konnten und wollten wir uns in dieser literataz keineswegs untersagen (S. 7).

Zu wenig Skandal hat dagegen die Behandlung weiblicher Autorinnen in der legendären Gruppe 47 gemacht, sie wurden allzu sehr auf ihre äußeren Attribute verkürzt. Nicole Seifert weist auf diese machistischen Tendenzen im Literaturbetrieb der alten Bundesrepublik in ihrem neuen Buch in aller gebotenen Deutlichkeit hin (S. 4). Ulrich Peltzer, akribischer Beschreiber unserer Gegenwart und eher gebrochener männlicher Helden, schildert eine Hauptfigur auf der Flucht, wobei gar nicht so klar ist, wovon sie flüchtet, vielleicht letztes Endes vor sich selbst (S. 5).

Und in dem Gesprächsband „Drei ostdeutsche Frauen betrinken sich und gründen den idealen Staat“ – der hiermit schon mal als ein heißer Kandidat für den schrägsten Titel des Frühjahrs vorgeschlagen sei – ist ganz nebenbei zu erfahren, inwiefern die Realität der DDR nicht nur eng und repressiv war, sondern auch den Ideen des Sozialismus widersprach: Sie stand der im „Kommunistischen Manifest“ geforderten freien Entfaltung eines jeden entgegen (S. 3). Auch das gehört zu den in dem Band besprochenen ostdeutschen Erfahrungen, die in diesem Jahr mit drei wichtigen Landtagswahlen-Ost auch gesamtdeutsch noch von einiger Wichtigkeit werden können.

Tania Martini, Dirk Knipphals

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini
Fotoredaktion: Miriam Klingl
Layout: Nadine Fischer
Anzeigen: Tina Neuenhofen und Maria Bernal
taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V. i. S. d. P.: Ulrike Winkelmann

Bücher im Gespräch



Benny Morris: „1948: Der erste arabisch-israelische Krieg“. Henrich & Henrich, Leipzig 2024, 646 Seiten, 32 Euro

Antizionismus gehört im Kulturbetrieb gerade zum guten Ton. Oft macht er blind für Antisemitismus. Mythen, Falschbehauptungen, einseitige Täter-Opfer-Konstruktionen – gegen all das hilft nur Wissen. Als einer der „Neuen Historiker“ hat Benny Morris das Standardwerk über die Gründung des Staates Israel vorgelegt: Vom Bürgerkrieg im britischen Mandatsgebiet 1947 über den Angriff arabischer Staaten auf Israel – ein unbedingt lesenswertes Buch, endlich auf Deutsch! *Tania Martini*



Franz Dobler: „Ein Sohn von zwei Müttern“. Tropen Verlag, Berlin 2024, 224 Seiten, 22 Euro

Franz Doblens Roman handelt von einem spezifischen existenziellen Problem – ein Adoptivkind zu sein. Das Besondere, das Individuelle zeigt sich an der Frage, was es heißt, in einer kleinbürgerlichen Familie in einer konservativen oberbayerischen Kleinstadt in den 1960er Jahren aufgewachsen zu sein. Der sensible Junge versteht intuitiv, dass mit der Gesellschaft etwas nicht stimmt. So streng er gegen jeden Kitsch ist, so offen bleibt Dobler in jedem Satz für Gefühle. *Ulrich Gutmaier*



Hans-Gerd Koch (Hg.): „Kafka's Familie. Ein Fotoalbum“. Wagenbach, Berlin 2024, 208 Seiten, 38 Euro

Am 3. Juni jährt sich der Todestag Franz Kafkas zum 100. Mal. Als Einstieg in das Gedenken eignet sich dieser schöne Fotoband, der den Familienhintergrund des Prager Schriftstellers überraschend ausleuchtet. In seiner großen Kafka-Biografie hat Reiner Stach von einer „autoritär organisierten Familie“ geschrieben. Aber innerhalb dieser Familienorganisation gab es offensichtlich Lücken, freie Momente, Hohlräume für Austausch und tatsächliches Interesse aneinander. *Dirk Knipphals*



Frank Bösch: „Deals mit Diktaturen. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik“. C. H. Beck, München 2024, 622 Seiten, 32 Euro

Demokratisierung, Westbindung, Menschenrechtspolitik, das ist die Erzählung, die sich die Bundesrepublik gerne gibt. Doch wie sieht die andere Seite aus, was resultiert aus dem Vorrang des Ökonomischen in der Außenpolitik? Jede Menge Deals mit Autokratien und Atomkraftwerke für die Mullahs. Der Zeithistoriker Frank Bösch geht den Widersprüchen der deutschen Außenpolitik auf den Grund. Mit ernüchterndem bis erschreckendem Ergebnis. *Tania Martini*



Philipp Lenhard: „Café Marx. Das Institut für Sozialforschung von den Anfängen bis zur Frankfurter Schule“. C. H. Beck, München 2024, 624 Seiten, 34 Euro

Wie keine andere Schule prägte die Frankfurter Schule die Debatten des 20. Jahrhunderts. Adorno, Horkheimer, Benjamin, Marcuse, später Habermas – alle haben sich an ihnen abgearbeitet, ohne sie und das Frankfurter Institut für Sozialforschung wäre sogar Marx womöglich einfach auf dem Müllhaufen der Geschichte gelandet. Philipp Lenhard hat in einer fulminanten „raum- und netzwerkgeschichtlichen Erzählung“ die Genese des Instituts der Kritischen Theorie vorgelegt. Sehr klug und gut lesbar obendrein! *Tania Martini*



Nora Krug: „Im Krieg. Zwei illustrierte Tagebücher aus Kiew und St. Petersburg“. Penguin Verlag, München 2024, 128 Seiten, 28 Euro

Die deutsch-amerikanische Illustratorin Nora Krug hat ein Jahr lang eine ukrainische Journalistin und einen russischen Künstler begleitet. Ihre zwei völlig unterschiedlichen Leben im Krieg stellt sie in einem illustrierten Tagebuch gegenüber, das, Woche für Woche in der *Los Angeles Times* veröffentlicht, nun als Graphic Novel vorliegt. Ein berührendes Buch über den Alltag im Krieg, in dem es für die Ukrainer:innen um die Existenz geht. *Tania Martini*



Timon Karl Kaleyta: „Heilung“. Piper, München 2024, 208 Seiten, 22 Euro

Diese Antiheldenreise eines verunsicherten Mittdreißigjährigen changiert fröhlich zwischen Thriller, Poproman und Räuberpistole. Anders gesagt: Hier gibt es endlich mal wieder Action! Der Autor ist mit einer Gabe gesegnet, die in der Prosa seltensamerweise zuletzt kaum kultiviert wurde: Er verfügt über Originalität. Diese Heldenreise ist nicht nur ein großer Spaß, sondern enthält auch eine Warnung vor dem gerade sehr virulenten Wunsch, sein Selbst zu erkunden, Frieden mit sich zu schließen. *Michael Wolf*



Montserrat Roig: „Die Frauen vom Café Nürria“. Deutsch von U. Bachhausen und K. Brandt. Kunstmann, München 2024, 219 S., 24 Euro

Der Roman ist der Auftakt einer Trilogie, die Montserrat Roig in den Siebzigern verfasst hat und die erstmals auf Deutsch veröffentlicht wird. Darin geht die Zeit ihres Lebens in Barcelona lebende Schriftstellerin den Schicksalen einer Handvoll Frauenfiguren in zwei versippten Familiendynastien nach und taucht in die Geschichte der katalanischen Metropole ein. Roig erzählt die Geschichte weiblicher Selbsterfahrung in einer männerdominierten Welt. *Thomas Hummitzsch*



Lea Ypi: „Die Architektur der Vernunft“. Aus dem Englischen von Antonia Grunert. Suhrkamp, Berlin 2024, 245 Seiten, 22 Euro

Immanuel Kants „Kritik der reinen Vernunft“ ist das wirkmächtigste Werk des Philosophen. Und sehr schwer zu lesen. Als eine der dichtesten und rätselhaftesten Passagen gilt die „Architektur der Vernunft“, die Kommentatoren in der Regel übergangen haben. Die Philosophin Lea Ypi nimmt sich dieses kurzen Abschnitts ausführlich an, um zu zeigen, wie fundamental Kants Idee einer „Einheit der Vernunft“ in theoretischer und praktischer Hinsicht für sein gesamtes Projekt ist. *Tim Caspar Boehme*



Stefanie Sargnagel: „Iowa“. Rowohlt, Hamburg 2024, 304 Seiten, 22 Euro

Das Liberal Arts College in Grinnell, Iowa, hat die gefeierte Wiener Autorin Stefanie Sargnagel eingeladen, im Sommersemester 2022 ein Humorseminar abzuhalten; Christiane Rösinger wird auf dem Campus ein Konzert geben mit ihren Indie-Chansons. Nun hat Sargnagel ihre Erlebnisse in Buchform aufgeschrieben – ergänzt durch einige kratzbürstige Fußnoten von Rösinger. Dank Sargnagels Witz und Beobachtungsgabe enttäuscht dieses spezielle Reisetagebuch nicht. *Nina Apin*



Alexandra Schauer: „Mensch ohne Welt“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2024, 704 Seiten, 34 Euro

Anknüpfend an Fredric Jameson fragt die Soziologin Alexandra Schauer, warum die Mehrheit der Menschen sich heute eher ein apokalyptisches Ende der Welt als eine Alternative zum Kapitalismus vorstellen kann. Woher dieser Defätismus bezüglich der Gestaltbarkeit der Welt? Entlang des Wandels der Zeiterfahrung, der Öffentlichkeit und der Stadt analysiert Schauer die spätmoderne Vergesellschaftung des Individuums. Eine wirklich brillante Studie! *Tania Martini*



Ilona Hartmann: „Klarkommen“. Ullstein, Berlin 2024, 192 Seiten, 22 Euro

Ilona Hartmann begreift von ihrem Jahrgang mehr als einige Regalmeter Sachbücher. „Klarkommen“ entfaltet sich zu einem Miniatur-Generationsporträt und einem vorsichtig-rebellischen Anti-Roman, der die Erwartung eines filmreifen Lebens schlaun und witzig gegen sich selbst ins Feld führt. Damit schafft es Hartmann, dass sich ihre vorgeblich nicht erzählenswerten Anekdoten in eine wunderbar erzählte Geschichte verwandeln. *Konstantin Nowotny*

Anzeigen



böll thema
24-1

Europa – ein Versprechen

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
Die grüne politische Stiftung

Böll.Thema 24 – 1
Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung

Europa – ein Versprechen

Bei der Europawahl im Juni steht viel auf dem Spiel. Böll.Thema wirft einen Blick auf die politischen Realitäten und Zielkonflikte in der EU und zeigt auf, warum nur ein geeintes Europa die Herausforderungen der Gegenwart bewältigen kann.

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
Berlin, März 2024, 60 Seiten

boell.de/thema

Schumannstraße 8, 10117 Berlin www.boell.de
 @boellstiftung  Heinrich-Böll-Stiftung

Besuchen
Sie uns auf der
Leipziger
Buchmesse!
Halle 2
Stand C-406

taz panterstiftung

TRANS. CONTINENTAL

Africa's Future and the Competition of Global Powers

54-seitiges Magazin mit Berichten und Reportagen aus dem Afrika-Workshop der taz Panter Stiftung

Am 22.03. um 11 Uhr im taz-Stand auf der Leipziger Buchmesse

Bestellung unter stiftung@taz.de

Mehr Infos: 



Lockerung in Sachen Ost-Identität

Der Gesprächsband „Drei ostdeutsche Frauen betrinken sich und den gründen den idealen Staat“ von Annett Gröschner, Peggy Mädler und Wenke Seemann

Von Dirk Knipphals

Der erste Teil dieses langen und irgendwie entwaffnenden Buchtitels ist ganz wörtlich zu nehmen. Tatsächlich geht es in diesem Gesprächsband nicht zuletzt darum, dass drei ostdeutsche Frauen sich betrinken. Siebenmal treffen sich die Schriftstellerinnen Annett Gröschner und Peggy Mädler sowie die Künstlerin Wenke Seemann und nehmen alkoholische Getränke zu sich – beim ersten Treffen Bier und Rotkäppchen-Sekt, ein anderes Mal Wodka, dann auch Bowle und beim letzten Treffen Gin-Tonic –, und dabei unterhalten sie sich. Das Buch besteht aus den bearbeiteten und mit ergänzenden Fußnoten sowie erläuternden Übergangstexten versehenen Gesprächen.

Eine Schnapsidee? Sagen wir es so: Dieses Buch ist auch eine Lockerungsübung. Der Ansatz war offenbar, den gegenwärtig eher mit Kollektividentitäten geführten Ost-West-Diskursen – von einer „Oschmann-Hoyer-Welle“ ist explizit die Rede – die Souveränität von handfesten, individuellen Frauenleben entgegenzuhalten. Ein Selbstverständigungsdiskurs also, mit allen tastenden Bewegungen, die damit verbunden sind.

So sendet die zweite Hälfte des Titels denn auch Ironiesignale. Gegründet wird hier nämlich gar nichts. Was die Gespräche stattdessen anbieten, sind Erinnerungen und Anekdoten, kleine und größere Bekenntnisse und sowohl zielführende als auch abschweifende Gedanken, ein seitliches Vorübergehen am eigenen Leben samt zugehörigen Selbstreflexionen. Dabei darf es streckenweise durchaus beschwipst und albern zugehen, doch auf relevante Punkte der Gegenwarts-

diskurse kommen die drei Autorinnen immer wieder zurück.

Mit Klischees über die Ostfrau läuft sich das erste Gespräch warm. Die drei Autorinnen zählen einige auf: Ostfrauen lassen ihre Kinder weinen, haben ein unverkrampftes Verhältnis zur Sexualität, außerdem unrasierte Beine usw. Bert Papenfuß, der Undergrounddichter vom Prenzlauer Berg, und sein Gedicht „Die Ostfrau an sich“ – „sind fidele Häuser, mit denen man Pferde stehlen kann“ – kommen dabei nicht gut weg.

Dass sich die Autorinnen nicht über dazu noch mit dem männlichen Blick gesehene Klischees verstehen wollen, ist

westdeutsche Erfindung so sehr zu eigen machen: Das Selbstverständnis mit einer normierten Identität ist weiterhin virulent.

Es dauert einige Dutzend Seiten, bevor explizit wird, was die drei Autorinnen dem entgegenhalten. In einem der kurzen Erläuterungstexte heißt es: „Wir sprechen lieber von ostdeutschen Erfahrungen als von einer ostdeutschen Identität, denn Letzteres klingt gleich wieder so fest und nicht mehr nach einem fluiden, sich ständig verändernden Konstrukt, das uns übergestülpt wird und das wir herbeireden, das wir aus Erinnerungen und Prägungen immer wieder zusammensetzen.“ Die Identität als Konstrukt, gleichzeitig fluide und, wenn man nicht aufpasst, allzu massiv, dabei so veränderlich wie übergestülpt, sie wird hier herbeigeredet und aufgebrochen zugleich, indem diese drei Frauen sich selbstverständlich Raum nehmen, um ostdeutsche Erfahrungen einzubringen.

Das liest sich gut und locker, manchmal hübsch selbstironisch und oft auch sehr klug und ist ein ganz eigener Beitrag zur Gegenwartsanalyse. Spreewaldgurken und Wutbürger-Ost, Transformationserfahrungen und DDR-Sozialisation, Feminismusgeschichte und AfD-Hoch, Erinnerungen an Begriffe wie Dialektik und Völkerfreundschaft sowie deren erst mal gut klingende Theorie und allerdings missliche Praxis in der DDR, das alles kommt dabei zur Sprache. Wie tickt der Osten? Diese Frage, die gerade in diesem Jahr mit ihren einschneidenden Landtagswahlen in gleich drei ostdeutschen Bundesländern, bei denen die AfD erschreckend gut abschneiden könnte, einige Dringlichkeit mit sich bringt, wird hier keineswegs abschließend beantwortet, wie auch! Ein Plädoyer dafür, beim



Annett Gröschner, Peggy Mädler, Wenke Seemann: „Drei ostdeutsche Frauen betrinken sich und gründen den idealen Staat“. Hanser, München 2024, 320 Seiten, 22 Euro

nicht überraschend. Wie aber dann? Dass es in puncto Selbstverständnis ein Problem gibt, macht Wenke Seemann früh im Buch klar: „Ostdeutsche sind mit einer starken Normierung aufgewachsen. Und dann waren sie plötzlich nicht mehr die Norm. Sondern anders.“ Dieses Zitat könnte noch ungefähr auf einer Linie mit Dirk Oschmanns These gesehen werden, nach der die ostdeutsche Identität als Abweichung eine westdeutsche Erfindung ist. Zugleich bietet es eine Erklärung dafür an, warum sich Ostdeutsche diese



Freie Entfaltung eines jeden: Peggy Mädler, Annett Gröschner, Wenke Seemann (v. l.) Foto: Andreas Rost

Nachdenken über diese Frage, immer auch die eigenen Wahrnehmungsfelder zu überdenken, ist das Buch insgesamt.

Dass das leicht ist, behaupten die drei Autorinnen keineswegs. An einer Stelle attestiert Annett Gröschner ihrer Generation die Anfälligkeit für eine, so ihr Begriff, „Verbitterungsstörung“. Sich von ihr nicht vom differenzierenden Hinsehen ablenken zu lassen, ist auch eines der Anliegen diese Buchs. Daraus ergibt sich die Frage: „Wie überwinden wir unsere Kränkung und werden stattdessen produktiv?“ Im Umfeld zum gegenwärtigen Wählerzustrom zur AfD, die sie selbstverständlich ablehnen, fragen sich die drei Autorinnen auch: „Wie sieht ein solidarischer Umgang mit Ängsten vor dem Abstieg aus, der ja tatsächlich passieren kann?“ Eine abschließende Lösung haben auch sie nicht.

Immerhin können sie neben der Schwerkraft der Verhältnisse auch Fortschritte wahrnehmen. Die Ausdifferenzierung von Sprecherpositionen über ostdeutsche Erfahrungen, die sich

etwa in den vielfältigen Romanen zum Thema zeigt, die in den vergangenen Jahren veröffentlicht wurden, werten die drei Autorinnen als positives Zeichen. Manja Präkels, Clemens Meyer, Lukas Rietzschel, Olivia Wenzel, Daniel Schulz usw. – eine Fußnote zählt einschlägige Au-

Kernfrage: Wie überwinden wir unsere Kränkung?

tor*innennamen auf. Auf dieser literarischen Spur ist noch interessant, dass Christa Wolf in diesen Gesprächen sehr gut wegkommt. Ihr Klassiker „Nachdenken über Christa T.“ steht für die – vom DDR-Apparat selbst in die Tonne getretene – Möglichkeit einer offeneren ostdeutschen Gesellschaft.


Bei alledem kommt keineswegs eine Verklärung der DDR auf. Wie eng und repressiv die Realität der DDR war und dass sie auch den sozialistischen

Grundideen widersprach, macht eine Stelle in der Gespräche schlagend deutlich. Sie erinnert an den Satz aus dem „Kommunistischen Manifest“, nach dem „die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“. Diese freie Entwicklung, „eines jeden“ war in den Kollektivträumen der DDR nicht möglich.

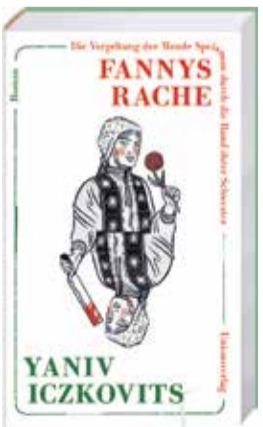
Aber es geht hier keineswegs nur um ostdeutsche Erfahrungen. Ganz nebenbei ist es auch ein Porträt eines gegenwärtigen gesamtdeutschen Alltags im Zeichen der Multikrisen vom Klimawandel bis hin zum russischen Überfall auf die Ukraine. In diesem Porträt in Gesprächsform sind die Herausforderungen der Gegenwart ebenso eingetragen wie die utopischen Splitter, die man wahrnehmen kann – öffentliche Schwimmbäder und Bibliotheken etwa oder ein freier Umgang mit den eigenen Gefühlen bei jüngeren Jahrgängen. Und der Trost kleiner Fluchten, etwa in die Datschen im Oderbruch, wird auch erwähnt.

Anzeige

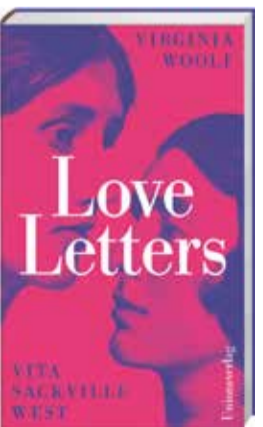
Unionsverlag



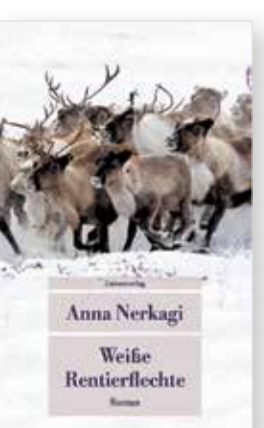
Patricia Melo
»Hart, dynamisch, schmutzig, verwirrend – eine hinreißende Lektüre.«
Buchkultur




Yaniv Iczkovits
»Mit Witz, Esprit und grenzenloser Fantasie entwirft Iczkovits ein schillerndes Familiendrama.«
David Grossman




Virginia Woolf & Vita Sackville-West
»Die Briefe zwischen Vita und Virginia sind Meisterwerke der Sehnsucht.«
Alison Bechdel




Anna Nerkagi
»Große Gefühle am Rande des ewigen Eises.« *SWR*



Cherie Jones
»Der furchtlose Roman einer kühnen neuen Autorin.«
Bernardine Evaristo



Attica Locke
»Ein texanischer Heimatroman. Bitter, wütend, glänzend komponiert.«
Deutschlandfunk



Diane Broeckhoven
»Ein poetisches Plädoyer des Abschieds.«
Neue Zürcher Zeitung

Schöne Mädchen für das Fest

Dass bei der Gruppe 47 auch einige Autorinnen vorlasen, ist heute fast vergessen. Überraschend gesellschaftskritisch lesen sich diese Texte – und fielen bei der Kritik doch weitgehend durch, lernt man im neuen Buch von Nicole Seifert. Außerhalb Deutschlands war man da schon weiter

Von Julia Hubernagel

Wann stand eigentlich zuletzt nur die Kunst im Mittelpunkt? Polarisiert und politisiert ist heute nicht nur die Gesellschaft, sondern genauso die Kultur. Kaum eine kulturelle Großveranstaltung, kaum ein Festival scheint ohne Skandale auszukommen. Mit Staunen blickt man da heute auf literarische Zusammenschlüsse wie die Gruppe 47 zurück. Mit welcher feierlichen Ernsthaftigkeit dort die Literatur und nur die Literatur in den Mittelpunkt gestellt wurde, zwei Jahre nachdem mit der Kapitulation des NS-Regimes die dunkelste Episode der deutschen Geschichte endete, wirkt beinahe grotesk.

Allerdings war dieser abrupte Bruch mit der Nazizeit, der Fokus auf die sogenannte Kahlschlagliteratur, verordnet. Hans Werner Richter, Gründer und Kopf der Gruppe 47, legte Wert darauf, dass eine politische Auseinandersetzung mit der NS-Zeit zugunsten einer literarischen Neuausrichtung nicht stattfand. Eine gewisse Unempfindlichkeit gegenüber Patriarchen muss es gewesen sein, die kaum jemanden die Alleinherrschaft Richters hat anzweifeln lassen. Der Spiritus Rector bestimmte allein, wer in die zunehmend berühmtere Runde eintreten und Texte vor Schriftstellern und Kritikern vorlesen durfte. Wie die Literaturwissenschaftlerin Nicole Seifert in ihrem Buch „Einige Herren sag-

ten etwas dazu. Die Autorinnen der Gruppe 47“ ausführt, waren Frauen nur in den seltensten Fällen darunter.

Abgesehen von Ingeborg Bachmann sind viele der Autorinnen heute vergessen. Da ist etwa Griseldis Fleming, die Hans Werner Richter Anfang der 60er Jahre in Palermo kennenlernt. Begeistert lässt er sich von Klaus Wagenbach all ihre Texte schicken, bittet ihn aber, mit niemandem darüber zu sprechen, da er Fleming bei der nächsten Tagung der Gruppe 47 als seinen „eigenen ‚Geheimtyp‘“ vorführen“ wolle. Ein anderes Mal lädt Richter „einen ganzen

An Autorinnen wird sich nur im Kontext ihres Sex-Appeals erinnert

Stoß Ehefrauen“ aus und bestellt stattdessen „schöne Mädchen von 15 bis 45 für das Fest“. „Ein aufgeklärter Despot war er“, sagte ein gut gelaunter Günter Grass 2007 bei einer Gesprächsrunde zur 60 Jahre zuvor gegründeten Gruppe 47 im Berliner Ensemble und, an seinen Schriftstellerkollegen Martin Walser gewandt: „Glaubst du wirklich, dass man so verrückte Leute wie Schriftsteller mit rein demokratischen Methoden zusammenhalten kann?“ Gutmütig lachte das Publikum mit dem

ausschließlich männlich besetzten Podium mit.

Wie Richter aktiv dazu beitrug, Autorinnen aus der Geschichtsschreibung der Gruppe 47 zu tilgen, zeichnet Seifert ebenfalls nach. Das erste Treffen der Gruppe fand 1947 im Haus von Ilse Schneider-Lengyel am Bannwaldsee statt. Dass diese immer wieder karge Mahlzeiten für die Gruppe bereitete, schon morgens, wenn der Rest noch schlief, auf den See fuhr, um Fische zu fangen, hat Richter in Interviews bezeugt. Dass Schneider-Lengyel ebenfalls Gedichte vortrug, unterschlägt er jedoch vollkommen.

Seifert zitiert Dabeigewesene, die sich an ihre Kolleginnen meist nur im Kontext ihres Sex-Appeals erinnern. Make-up, Frisur und Figur der wenigen vorlesenden Autorinnen nicht zu kommentieren, scheint den mitlesenden Autoren unmöglich gewesen zu sein. Seifert beschreibt, wie die Frauen Annäherungsversuche abwehrten, wie Ilse Aichinger einmal Hans Werner Richter bitten musste, einen nackten jungen Lyriker aus ihrem Bett zu entfernen. Zum äußersten, zur Gewaltanwendung im Erlkönig'schen Sinne scheint es dabei zwar nie gekommen zu sein. Mit welcher Rücksichtslosigkeit jedoch die Persönlichkeitsrechte der Autorinnen verletzt wurden, ist brutal nachzulesen. So erzählt Hans Weigel etwa in einem Schlüsselroman die Geschichte Ingeborg Bachmanns als naive Frau aus der Provinz, die sich in den äl-



Gruppenbild mit Dame: Martin Walser, Heinrich Böll, Ingeborg Bachmann Foto: ullstein/Getty Images

teren Literaturkritiker, nämlich Weigel selbst, verliebt. Der gekränkte Hermann Hake geht noch weiter und lässt sich nach einer Affäre mit Bachmann schriftlich über deren Küsse und Körperteile aus.

Während die einen Schlüsselromane mit pikanten Details schreiben, sehen die Autorinnen ihre Texte immer wieder durch die Zuschreibung „autobiografisch“ abgewertet. Gabriele Wohmann etwa fiel unter „Biografieverdacht“, schreibt Seifert. Nicht nur von der heutigen Warte aus, vom Hochsitz der Autofiktion, wirkt die tendenziöse Bewertung komisch – man gedenke nur der zahlreichen Kriegserzählungen, in denen der Protagonist eine verdächtig ähnliche Wehrmachtlaufbahn durchläuft wie sein Schöpfer. Den schnöden Alltag aus Sicht der Frau zu beschreiben, konnte hingegen einem „Verbrechen“ gleichkommen, glaubt man Marcel Reich-Ranicki, der noch 1977 auf unvergessene Weise tobte: „Wen interessiert, was eine Frau denkt, was sie fühlt, während sie menstruiert?“

Dabei schrieben die Autorinnen der Gruppe 47 mit einer Schärfe das Politische im Privaten heraus, die erstaunt. „Ich war selbst überrascht, wie krass die Gesellschaftskritik war, die die Autorinnen in ihren Texten betrieben – und wie wenig darüber gesprochen wurde“, sagt Seifert im Gespräch mit der taz. Die Frauen seien aufgrund ihrer gesellschaftlichen Rolle wahrscheinlich auch unmittelbarer mit sozialen Problemen konfrontiert gewesen und „kamen kaum dazu, viel um sich selbst zu kreisen“.

Wie sich die Frau, auch als Körper, zur jungen wie patriarchalen Bundesrepublik verhält, wird in vielen Texten der Autorinnen verhandelt. Diese

Gemeinsamkeiten zu benennen, ist wichtig. Doch die Gefahr, durch Kategorisieren die dichotome Ordnung weiterhin aufrechtzuerhalten, besteht ebenso. Von männlicher und weiblicher Themensetzung ist es meist nicht weit zum männlichen und weiblichen Schreiben. Wie also nicht in den Es-

Anzeige

HAMMETT
KRIMIBUCHHANDLUNG

Mo-Fr 10-19, Sa 9-18
Friesenstraße 27
Berlin-Kreuzberg
Fon: 030 - 226 813 59
www.hammett-krimis.de

sentialismus abgleiten? „Es gibt natürlich männliches und weibliches Schreiben“, sagt Seifert. Doch diese Unterschiede seien nicht biologistisch zu begründen, sondern entspringen der weiblichen Sozialisierung. In Deutschland müsse man das immer noch betonen, sagt sie, auch über 70 Jahre nachdem Simone de Beauvoir „Das andere Geschlecht“ geschrieben hat.

In Frankreich hat die „écriture féminine“ sogar ihre eigene Strömung in der Philosophie. Gemäß der Schriftstellerin und Poststrukturalistin Hélène Cixous, die diese Strömung maßgeblich prägte, kreist sogenanntes weibliches Schreiben vor allem um eins: die Suche nach dem aus der Sprache Ausgeschlossenen, dem Verrückten, Entgrenzten. Ingeborg Bachmann zählte Cixous erklärtermaßen zu ihren Vertreter:innen, doch auch andere Autorinnen der Gruppe 47 eint das kreative Herausfordern von Metapher- und Lyrikkonventionen. Griseldis Fle-

ming etwa, Gisela Elsner oder auch Ilse Schneider-Lengyel, deren Texte von den Kritikern der Gruppe 47 größtenteils verrissen wurden.

Weibliche Autorinnen der Vergessenheit zu entreißen, hat Nicole Seifert sich zur Aufgabe gemacht. Vor drei Jahren veröffentlichte die Literaturwissenschaftlerin mit „Frauen Literatur“ ein Buch über abgewertete und vergessene Autorinnen. Zudem gibt sie seit Kurzem bei Rowohlt die Reihe Entdeckungen heraus, die eben jene vergessenen Autorinnen wieder ins Gespräch bringt. In den USA, sagt Seifert, sei schon mit dem Aufkommen der Bürgerrechtsbewegung der literarische Kanon nicht nur mit Blick auf race, sondern auch auf gender überdacht worden. Während in den 50er Jahren die Autorinnen in der BRD gegen strukturelle Ablehnung in der Gruppe 47 ankämpfen mussten, war man in anderen Ländern schon weiter. Die Literaturwissenschaftlerin zählt auf, wie zu der Zeit Autorinnen weltweit Erfolge feierten, von Chile bis China. Allzu rosig muss man sich allerdings auch ihre Welt nicht vorstellen. Mysogyne Kritik gab es in Dänemark wie in Amerika. Und die machte nachweislich weder vor Tove Ditlevsen noch Pearl S. Buck Halt.



Nicole Seifert: „Einige Herren sagten etwas dazu“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2024, 352 Seiten, 24 Euro

Anzeige

„Nach diesem Film werden Sie Franz Kafka mit anderen Augen sehen.“ CINEMA

„Eine unglaublich zarte, schöne, poetische Liebesgeschichte am Ende eines Lebens.“ F.A.S.

HENRIETTE CONFURIUS SABIN TAMBREA

DIE HERRLICHKEIT DES LEBENS

NACH DEM BESTSELLER VON MICHAEL KUMPFMÜLLER

JETZT IM KINO

MAJESTIC

Das Tiefste, das in uns rumort

Ein Spielsüchtiger, der erst in einer Konzertagentur, dann als Finanzberater tätig ist und im Knast die Lyrik entdeckt: Ulrich Peltzers „Der Ernst des Lebens“ ist so furios wie glaubwürdig

Von Helmut Böttiger



Ulrich Peltzer: „Der Ernst des Lebens“. Fischer, Frankfurt a. M. 2024, 300 Seiten, 24 Euro

Was spricht da? Was will dieser Mann? Der Schriftsteller Ulrich Peltzer ist auf den ersten Blick kaum wiederzuerkennen. Da fängt einer an, in Ich-Form zu erzählen, und nennt sich „Bruno van Gelderen“, aber „erzählen“ ist womöglich das falsche Wort dafür. Es klingt alles so, als ob man am Ende einer Party in der Küche herumsteht, wenn sich der harte Kern sammelt, und einer hat gerade gefragt: He, Bruno, jetzt sag mal, wie war das damals eigentlich mit deinem Absturz und dem Knast?

Das scheint der richtige Moment zu sein, damit Bruno seine Karten endlich auf den Tisch legt. Der Ton ist locker, mündlich, Bruno fällt sich immer wieder selbst ins Wort. Doch dann merkt man ziemlich schnell: So spontan dahingeklautert ist Brunos Geschichte gar nicht. Der Text ist genau gebaut, er hat eine hochreflektierte Form, und die Brüche, die Neuansätze, die Zeitverschiebungen und Perspektivwechsel knüpfen konsequent an frühere Romane des Autors an.

Peltzers Hauptfigur ist nach dem Abitur am Niederrhein Anfang der neunziger Jahre nach Berlin gekommen, weiß aber nicht so recht, worauf das hinausläuft. Bruno bricht ein Politikstudium an der FU ab und landet bei einer Konzertagentur. Die Umstände des Pop-Business werden pointiert geschildert – die Sonderwünsche der Künstler etwa (Mineralwasser aus Gletschereis oder peruanischer Schnaps), die dann aber unangetastet in der Garderobe stehenbleiben, aber auch die Kneipen, die Beschaffung von Koks. Und dann beginnt Bruno

auch noch, mit Spielautomaten, mit einarmigen Banditen ganz eigene Scharmützel auszufechten.

Der Held bewegt sich zwischen Subkultur und halblegalen Grauzonen. Sich zu binden, wäre ihm fremd. Seine Abneigung gegen Festlegungen, Eheschließungen und vorgegebene Berufe zieht sich durch das ganze Buch. Damit steht er für eine eigene Berlin-Bohème, die Ulrich Peltzer seit jeher im Blickfeld hatte. Die Figuren dieses Autors schlugen sich schon immer mit prekären Jobs oder riskanten Projekten durch, jedes Mal unter Berücksichtigung der finanziellen Bedingungen und Zwänge, unter denen dies stattfindet – das unterscheidet Peltzers Bücher von den meisten Gegenwartstexten über Berlin, bei denen die Väter der Protagonisten ihnen im Zweifelsfall eine Eigentumswohnung gekauft haben.

Peltzers Figur Bruno fällt im Gegensatz zu einigen seiner früheren Protagonisten dadurch auf, dass er eine Generation jünger ist als der 1956 geborene Schriftsteller. Das eröffnet ein ganz eigenes Spielfeld. Es geht um andere Zeiterfahrungen, es gibt eine objektivierende Distanz, aber zugleich können biografische Fragestellungen, die auch die des Autors sind, in einem anderen Licht gezeigt werden.

Das Verfahren ist dasselbe wie in Peltzers letztem Roman „Das bist du“ von 2021, dessen autobiografische Grundlage unverkennbar war. Auch Brunos zentrale Lebensstationen werden nicht chronologisch erzählt, sondern geraten in einem unberechenbaren Erinnerungsstrom wild durcheinander. Gerade das schafft ein neues, nur ästhetisch zu fassendes Feld. Bestimmte Szenen wiederholen sich und erscheinen in

den einzelnen Sequenzen in einem immer schärferen Licht. „Klarheit“ ist einer der Lieblingsbegriffe Brunos, dahin will er vorstoßen. Durch einzelne, kleine Fragmente entsteht im Lauf des Romans ein großes Mosaik, das, indem es einige Fragen beantwortet, auch jedes Mal neue Fragen aufwirft. Eine der wesentlichen davon ist: „Kann man sich wirklich nahekommen, über eine gewisse Schwelle hinaus?“

Dreh- und Angelpunkt in Brunos Rückblick ist sein kompletter Absturz während der Zeit in der Konzertagentur: Spielautomaten, Speed, Alkohol und Koks. Es wird

Die Hauptfigur ist fortwährend auf der Flucht, ein Mysterium, wovor eigentlich?

ihm gekündigt, er verprasst sein ganzes Geld, und schließlich bringen ihn zwei dilettantische Überfälle ins Gefängnis. Es gibt furiose Milieuschilderungen und Personenskizzen, allein das Porträt eines Bühnentechnikers namens „Snowfoot“ alias Rudi Felske könnte den Stoff für etliche Serienfolgen liefern. Durch die einzelnen Textblöcke setzt sich allmählich das Leben der Hauptfigur zusammen – assoziativ werden Szenen der Kindheit, das Berliner Laisser-faire, der Knast und die Gegenwart miteinander verbunden.

Der Gefängnisaufenthalt ist die Zäsur, danach geht Bruno Tätigkeiten nach, die sich, schon von Anfang

an, als irisierende und spannungsverstärkende Momente durch den Roman ziehen: Zunächst schreibt er Artikel für das *Fußball-Echo*, danach arbeitet er bei einem undurchsichtigen, aber durchaus sympathischen Georgier bei „Merkur Invest“, einer Finanzberatung für Mittelständler, die bereits einiges an ruhmendem Kapital auf die Seite geschafft haben.

Peltzer hat genau recherchiert, allein ein Sujet wie das *Fußball-Echo*, das von sämtlichen Spielen in Berlin unterhalb der Regionalliga Berichte liefert, ist in seiner Ernsthaftigkeit und Bizarrerie faszinierend. Bruno lernt den Finanzaktivisten Guram Kobiashvili auch ausgerechnet beim Fußball kennen, der Georgier agiert als Sponsor bei „Grün-Weiß“. Welche Absichten dahinterstecken, ist nur zu erahnen. Aber es gibt sicher welche.

Die Klientel, mit der es Bruno bei „Merkur Invest“ zu tun bekommt, verbreitert das großangelegte Gesellschaftspanorama dieses Romans noch einmal erheblich. So will ein baden-württembergischer Chemieunternehmer seine Tochter mit Bruno verkuppeln, und das liefert einerseits Material für eine brillante Sozialstudie, hat andererseits aber auch satirische Züge. Dabei wirkt jede Person in sich glaubwürdig und erschöpft sich nicht in vordergründigen Effekten. Als Bruno seinen Lebensbericht abliefern hat er bei „Merkur Invest“ gekündigt und sich in eine Videokünstlerin in Köln verliebt. Was es heißt „gut mit sich zurechtzukommen“ – eine seiner Grundfragen –, das stellt sich immer wieder anders dar.

Auffällig an Peltzers bestechendem Text sind die Spiegelungen, die erhellenden Korrespondenzen.

Zwischen der Spielsucht des Protagonisten und seiner Tätigkeit bei „Merkur Invest“ gibt es automatisch einen Zusammenhang. Die Wetten im Umfeld des *Fußball-Echo* passen dazu sehr gut, und die Überlegungen zum Kunstbetrieb in der Gegenwart schließen unmittelbar daran an. Dass der Roman bei alledem „Der Ernst des Lebens“ heißt, kommt nicht von ungefähr. Bruno scheint es im Nachhinein so, als sei er „fortwährend auf der Flucht gewesen, ein Mysterium, wovor eigentlich“, sein Leben lang habe er das Gefühl gehabt, „in einem fremden Traum hineingeraten“ zu sein. Da hilft es, erst mal alles aufzuschreiben: „Ich bin kein Psychologe, ich beobachte nur.“

In der Figur des Bruno, in seinem Sichttreibenlassen verbindet sich eine individuelle Charakterzeichnung mit einer komplexen Gesellschaftsanalyse. So etwas gibt es heute sehr selten. Es ist kein Zufall, dass Bruno während seiner Zeit im Knast beginnt, in der Gefängnisbibliothek Bücher auszuleihen. Zu seiner großen Verblüffung hat es ihm besonders die Lyrik angetan. Da muss er sich gleich vor sich selbst rechtfertigen: „Wer jetzt sagt, dass Antibiotika und Herzklappen aus Plastik solche Dichtungen überflüssig gemacht hätten, weiß nicht, wovon er redet. Verdrängt das Tiefste, das in uns rumort, seitdem wir von den Bäumen runtergestiegen sind.“

Genau das ist es, was den „Ernst des Lebens“ ausmacht. Bei aller Situationskomik ist dies auch ein abgründiges Buch. Denn es weiß mehr, als sein Ich-Erzähler ahnt. An diesem Punkt fängt die Literatur an. Am besten, man liest den Roman gleich nochmal von vorn.



Kulturszene, Spielhalle – Peltzer bietet ein breit angelegtes Gesellschaftspanorama Foto: Lem/imagio

Anzeige



Lang erwartet, hochgelobt und heiß geliebt. Der neue Roman des irischen Erfolgsautors

»Ein Roman, der zu einem Freund fürs Leben wird.«

JOHN SELF



© Chris Madaloni

Gebunden mit Schutzumschlag
700 Seiten | Euro 30,00 (D)
ISBN 978-3-95614-581-0

VERLAG ANTJE KUNSTMANN

Bewusstmachung einer Tragödie

In einer großen literarischen Recherche dokumentiert Ronya Othmann die Geschichte und Verfolgung der Êzîden. Bei ihren Reisen in den kurdischen Irak sucht ihre Ich-Erzählerin nach Spuren des Überlebens: „Vierundsiebzig“

Von Eva Behrendt

Es wurden 74 Versuche unternommen, die ethnisch-religiöse Minderheit der Êzîden zu vernichten, zuletzt 2014 im kurdischen Singhal durch den „Islamischen Staat“. So zählen, so erzählen es sich die Êzîden selbst. Obwohl die Autorin Ronya Othmann als Tochter einer deutschen Mutter und eines kurdisch-êzîdischen, aber atheistischen Vaters keine Êzîdin im engeren Sinn ist (nur Kinder êzîdischer Paare gelten als solche), hat die 30-jährige den größten Teil ihres bisherigen Schreibens in den Dienst dieser von der Auslöschung bedrohten Menschen und der Bewusstmachung ihrer Tragödie gestellt: journalistisch in Kolumnen für taz und FAS, literarisch in Gedichten, Prosa („Die Sommer“) und jetzt in ihrem dokumentarischen Roman „Vierundsiebzig“, der den Genozid im Titel trägt.

„Was ich schreibe, hat keine Ordnung. Worte, Sätze, die abbrechen, im Nichts verlaufen. [...] Ich habe keine Sprache“, stellt die mit Ronya Othmann offensichtlich identische Ich-Erzählerin fest. Immer wieder stellt sie die Formulierung „ich schreibe.“ vor ihre Sätze, als müsse sie sich selbst daran erinnern, dass die Worte nicht vom Himmel auf die Buchseiten gerieselt sind. Die êzîdische Kultur, schreibt sie, werde traditionell mündlich vermittelt. Sie muss ihr Schreiben über êzîdische Geschichte und Verfolgung also erst erfinden, obwohl ihr Material dokumentarisch ist: Vielleicht rechtfertigt dieser Umstand die Gattungsbezeichnung „Roman“? Ronya Othmann macht ihre Recherche

zum Gegenstand, dokumentiert das Sammeln êzîdischer Überreste bei Reisen in den Irak und die Türkei, auf Besuch bei Verwandten und Fremden, in versehrten Dörfern, Flüchtlingscamps und Museen, bei Gerichtsprozessen in München und Frankfurt, beim Lesen, Fernsehen und Fotografieren mit Smartphone.

In der Chronologie des Sammelns bleibt das Material ungeordnet. Immer wieder kommt die Ich-Erzählerin auf den 3. August 2014 zurück, den Tag, an dem IS-Kämpfer das von der êzîdischen Minderheit besiedelte Gebiet im Sindschar-Gebirge im kurdischen Irak überfielen, Tausende ermordeten, entführten und versklavten. Dann

„Ich notiere“, „ich schreibe“: Othmann entwickelt eine Dokumentationswut, als ließe sich so etwas retten, zurückholen

springt die Recherche zurück in die Zeit unter Saddam Hussein, der bereits seit den 80er Jahren êzîdische Dörfer planieren und durch Siedlungen ersetzen ließ, damit sich dort arabische Iraker niederließen, oder wieder nach 2007, als dem IS-Vorläufer al-Qaida der größte Anschlag seit 9/11 gelang und er 800 Êzîden tötete. Später stößt die Autorin, die mit zwölf träumte, Archäologin zu werden, auf die Schriften des britischen Archäologen Austen Henry Layard, der um 1845 bei Grabungen nach mesopotami-

schon Überresten êzîdische Dörfer besuchte und deren Gastfreundschaft, friedliche Religiosität und prosperierende Landwirtschaft pries. Auch damals schon wurden im Osmanischen Reich Êzîden ermordet, 12.000 im Jahr 1832.

Vom bäuerlichen Wohlstand des 19. Jahrhunderts ist wenig geblieben. Bei ihren Reisen in den kurdischen Irak, meist zusammen mit ihrem Vater, wird die Ich-Erzählerin nicht nur immer wieder Zeugin tiefen Misstrauens zwischen Êzîden, Kurden, schiitischen und sunnitischen Arabern, sondern auch uferloser Zerstörung, verminderter Landschaften, brachliegender Äcker; dazu kommt der Klimawandel, der Versteppung und Dürre beschleunigt. Auf der Suche nach Spuren des Überlebens entwickelt sie eine regelrechte Dokumentationswut, als ließe sich so etwas retten, zurückholen: „Ich notiere“, „ich schreibe“, „ich fotografiere“.

Ihr Furor greift auch auf mich über; schon bald reicht mir die im Buchdeckel abgedruckte Karte nicht mehr bei der Orientierung im kur-

disch-êzîdischen Siedlungsraum. Ich fange selbst zu recherchieren an, folge der Autorin per Google Maps auf ihrer fesselnden Odyssee, sehe mir den sinkenden Wasserspiegel des Mossul-Damms an, auf dessen Grund sich ganze Dörfer befinden, die gesprengten êzîdischen Wohnhöhlen im türkisch-kurdischen Hasankeyf, das von einer anderen Regierung anlässlich eines Staudammbaus geflutet wurde – ein Damm, der wiederum dem irakischen Tigris das Wasser abgräbt. Später auch die Gedenkstätte in Koco, den Berg Sindschar, Schauplätze des Genozids 2014, an die Ronya Othmann erst nach einem Ritt durch die kafkaeske irakische Bürokratie und einem riesigen Umweg über Bagdad gelangt.

Zwischendurch kommt Ronya Othmann immer wieder auf den Prozess gegen die deutsche IS-Terroristin Jennifer W. und ihren irakischen Ehemann zurück; als Prozessbeobachterin war sie in München und Frankfurt dabei. Das radikalisierte Paar kaufte nach den Massakern von 2014 Nora B. und ihre fünf-

jährige Tochter, ließ sie für sich arbeiten, missbrauchte und „verlieh“ sie und verschuldete den Tod des Mädchens, das es in größter Hitze im Hof aussperrte. Othmann dröselte die Verbrechen durch Mitschrift der Anhörungen erst nach und nach in ihrer ganzen Niedertracht auf; ihre eigenen Zigarettenpausen lassen auch der Leserin Raum für Entsetzen und Trauer. Überhaupt sind es die kleinen Alltagsschilderungen, die das in jeder Hinsicht unfassbare Material zusammenhalten, der Schwere immer wieder Lebendigkeit injizieren.

Anfang 2023 ist es in der Bundesrepublik, der größten êzîdischen Diaspora, tatsächlich gelungen, eine Anerkennung des Genozids durch den Bundestag zu erwirken. Ronya Othmann freut sich darüber und fürchtet zugleich, dass damit ein Schlussstrich gezogen werde. Einen solchen kann es in ihrem Roman nicht geben – nur weiteres Unterwegssein, diesmal in Deutschland. „Industriegebiet, Umland. Kahle Felder und spärlich belaubte Bäume.“

Mit dokumentarischem Furor: Autorin Ronya Othmann
Foto: Paula Winkler



Ronya Othmann: „Vierundsiebzig“. Rowohlt, Hamburg 2024, 512 Seiten, 26 Euro

Eine schrecklich normale Familie

Eine heile irische Kleinstadtwelt bricht in der Finanzkrise zusammen – und Paul Murray hat das lustig-traurig aufgeschrieben: „Der Stich der Biene“



Paul Murray: „Der Stich der Biene“. Aus dem Englischen von Wolfgang Müller. Kunstmann, München 2024, 700 Seiten, 30 Euro

Von Ralf Sotscheck

„Der Stich der Biene“ von Paul Murray ist ein komplexes Buch, es wechselt ständig die Perspektive, die Zeit, den Erzählstil und die Atmosphäre. Und es ist ein lustiges, unterhaltsames Buch, es wird einem trotz der 650 Seiten nie langweilig. „Wenn ein Buch fesselnd ist, dann ist einem die Seitenzahl egal“, sagt Paul Murphy. „Umgekehrt fühlt es sich wie eine Plackerei an, wenn ein Buch fad ist, auch wenn es nur 200 Seiten hat.“

Murray, Jahrgang 1975, ist ein Geschichten-erzähler, wie es sie in Irland seit Jahrhunderten gibt. Er kam schon als Kind mit Literatur in Berührung. Sein Vater war Professor für anglo-irisches Drama am University College Dublin, seine Mutter war Lehrerin. Murray studierte englische Literatur am Dubliner Trinity College und kreatives Schreiben an der University of East Anglia. Danach arbeitete er als Buchhändler und als privater Englischlehrer eines Geschäftsmannes in Barcelona. Er hasste den Job, weil der Katalane ihn ständig auf englische Grammatikfehler hinwies.

Im „Stich der Biene“ geht es um die gut-situierte Familie Barnes, die in einer Kleinstadt in den irischen Midlands lebt: Dickie, der Vater, der den Autosalon seines Vaters übernommen hat; seine Frau Imelda, eine lokale Schönheit; die Tochter Cassie, die sich auf die Universität vorbereitet; und den 12-jährigen Sohn PJ, der mit der Pubertät zu kämpfen hat und sich für Videospiele, Süßigkeiten und Pornos interessiert.

Das Buch ist deshalb fesselnd, weil es bei aller Komik auch dunkle Seiten gibt, es kommen unter anderem sexuelle Gewalt, Homophobie und der Klimawandel vor. Die heile Welt der Barnes' bricht mit der Finanzkrise von 2008 zusammen. Das Autogeschäft läuft nicht mehr, aber Dickie zieht sich in die Wälder zurück und fängt an, einen Bunker zu bauen. Imelda verscherbelt die Wertsachen der Familie auf Ebay, Cassie beschließt, sich bis zu den Abiturprüfungen zu betrinken, und PJ zwingt seine wachsenden Füße in seine alten, viel zu kleinen Schuhe, um die klamme Haushaltskasse nicht zu belasten.

Murray erörtert in Rückblicken, wann und wie der Niedergang eigentlich begann. Dazu widmet er jedem Familienmitglied einen eigenen Teil. Dieselben Monate werden durch die Augen jedes Familienmitglieds beleuchtet. Den Anfang macht Cassie, die ihren Vater verehrt und ihre Mutter hasst, weil sie oberflächlich und kleinlich sei. Sie ist in eine toxische Freundschaft mit der hübschen Elaine verwickelt. „Selbst als sie sich die Zehennägel schnitt“, denkt Cass, „sah sie aus, als würde sie einen Pfirsich essen.“ Beide wollen unbedingt der Kleinstadt entkommen, in der die Leute „ihre Autos abbremsten, um zu sehen, wer du bist, damit sie dir zuwinken können“.

Der zweite Teil gehört PJ, der sich in den Wald zurückzieht, um der Prügel eines Fieslings zu entgehen, der Geld von ihm verlangt. PJ hat Angst, dass sich seine Eltern wegen der finanziellen Nöte scheiden lassen. Wenn die sicher geglaubte Elternliebe und die finanzielle Sicherheit bröckeln können, denkt er,

warum dann nicht auch die ganze Welt? Im Laufe des Buches scheinen Klimakrise und Familienkrise miteinander zu verschmelzen.

In Imeldas Teil verzichtet Murray auf jegliche Interpunktion, womit er auf ihren Mangel an formaler Bildung anspielt. Man erfährt, wie sie in Armut mit einem gewalttätigen Vater aufwächst; wie sie ihren Geliebten trifft, und zwar Frank, Dickies Bruder; wie Frank stirbt; und wie die Biene sie sticht, als sie Dickie an seiner Stelle heiratet, was wie eine Strafe scheint.

Es kommt auf Details an, zum Beispiel die Art, wie die Menschen Hallo sagen. Da schwingt oft ein sarkastischer Fatalismus mit

Dickie, der sein Leben als Student am Dubliner Trinity College genießt, muss nach Franks Tod in die Kleinstadt zurückkehren, wo er aus Schuldgefühl den ungeliebten Autosalon des Vaters übernimmt, Imelda heiratet, seine Homosexualität unterdrückt und sich in sein Schicksal ergibt. Murray verstrickt die Erzählfäden geschickt bis zum grandiosen Finale.

Es habe rund fünf Jahre gedauert, das Buch zu schreiben, sagt er. „Ich musste nicht sonderlich tief recherchieren, es ging mehr da-

rum, die Midlands genau darzustellen, aber das konnte ich recherchieren, indem ich mit Leuten redete. Ich bin in Dublin aufgewachsen, aber ein paar meiner besten Freunde haben Frauen aus den Midlands geheiratet, und die Geschichten, die sie mir erzählten, haben mich dazu inspiriert, das Buch dort anzusiedeln.“ Wie immer beim Schreiben, komme es auf kleinste Details an, zum Beispiel die Ausdrücke, die die Menschen verwenden, sagt Murray: „Die Art, wie sie Hallo sagen, zum Beispiel. Da schwingt oft ein sarkastischer Fatalismus mit, als ob sie andeuten wollen, dass es keinen Sinn hat, mehr zu sagen.“

„Der Stich der Biene“ stand auf der Shortlist des Booker-Preises 2023. Gewonnen hat ein anderer Ire: Paul Lynch mit „Prophet Song“. In einem Interview auf der Booker-Preis-Webseite antwortet Murray auf die Frage, warum so viele neue, aufregende Bücher ausgerechnet in Irland geschrieben werden: „Unsere Regierungsbehörde zur Entwicklung der Künste ist sehr aktiv und sorgt für die finanzielle Unterstützung von jungen und etablierten Schriftstellern. Das verschafft ihnen die Zeit, ihre Bücher zu schreiben.“ Darüber hinaus, sagt Murray, spielen Bücher in Irland eine größere Rolle als anderswo, die öffentlichen Bibliotheken und die Buchläden seien exzellent.

Wie würde Murray selbst sein Buch beschreiben? Es „ist eine sehr lustige, traurige und wahrhaftige Geschichte der Familie Barnes, die im zeitgenössischen Irland spielt und mit erheblichem Scharfsinn und Mitgefühl geschrieben ist“. Stimmt.

Vögel beobachten bei Zagreb

Wie das eigene Spiel spielen nach der Chemotherapie? „Das Leben: es lebe!“ von Edo Popović

Von Doris Akrap

Wer dem Tod von der Schippe gesprungen ist, steht vor der Wahl: sich Sorgen um die eigene Zukunft machen oder jetzt leben? Der 1957 im bosnischen Livno geborene kroatische Schriftsteller Edo Popović entschied sich fürs Jetzt.

Stark biografisch geprägt, erzählt er in seinem neuen Roman „Das Leben: es lebe!“ von Fragen, die sich so stellen, wenn man eine Lungenembolie überlebt hat und eine Krebserkrankung mit Chemotherapie behandeln lassen muss. Die Fragen danach, was lebendig sein heißt. „Ich lebe in den Tag hinein. Keine Pläne, keine Wünsche. Nichts“, schreibt er. Was sich schrecklich fatalistisch und traurig anhört, ist es nicht. Es ist Ausdruck des unbedingten Willens, alles zu genießen, was geboten wird, ohne sich dafür in irgendeiner Art zu korrumpieren.

Dass Popović – Mitgründer der jugoslawischen Literaturzeitschrift *Quorum*, Autor des In-

Es tut gut zu lesen, dass Edo Popović immer noch derselbe zu sein scheint. Dass er lebendig ist

die-Kultromans der 80er Jahre „Mitternachtsboogie“, legendärer Kriegsreporter – angesichts des Todes nicht bangend in die Zukunft schaut, sondern in einem alten Haus eines verlassenen Dorfes in der Nähe von Zagreb Vögel beobachtet, eine ganze Armada Katzen großzieht, Bibel und Buddhismus studiert, fällt ihm allerdings weniger schwer als anderen. Ihn, einen der bekanntesten Autoren des Landes, hat das Jetzt immer schon mehr interessiert als das Morgen: Karriere machen, Geld scheffeln, Immobilien kaufen, Rente absichern, die Angst vor dem Urteil der anderen – dafür hat er sich noch nie interessiert. Er, der antiautoritäre Rebell unter den talentierten Autoren seiner Generation, hat inzwischen zwar kaum noch Geld, keine Kolumne mehr und auch sonst kaum Aufträge, aber: „Lieber würde ich allein Hunger leiden, als in ihrer Gesellschaft die Reste zu essen“, schreibt er. „Ich spiele mein Spiel, für das ich die Regeln selbst festgelegt habe, und das, was diese Leute für superwichtig und wertvoll erachten, sind bloß Rasseln, die man Kindern zusteckt, damit die aufhören zu weinen.“

So sehr sich Popović über die Fremdbestimmtheit der Städte, das Böse im Allgemeinen und den Kapitalismus im Besonderen noch immer aufregen kann, so sehr ist er derjenige geblieben, der sich das, was um ihn herum ist, sehr genau anschaut: die Natur, seinen Schatten, seine eigenen Gedanken und die schlecht gealterten Gedanken anderer.

Es tut gut zu lesen, dass Edo Popović immer noch derselbe zu sein scheint. Dass er lebendig ist. Auch wenn er inzwischen die Musik hört, die sein Sohn gut findet, seine Frau ihn aushalten muss und er sich fragt, was aus Beethoven geworden wäre, wäre der in Livno geboren.



Gerhard Henschel: „Schelmenroman“. Hoffmann & Campe, Hamburg 2024, 608 Seiten, 26 Euro

Anleitung zum Mord

Im „Schelmenroman“ von Gerhard Henschel arbeitet der Held bei der „Titanic“, auch die taz kommt entscheidend vor

Von Andreas Rüttenauer

Blöß keine falschen Albereien jetzt. Nicht witzig sein wollen und schon gar nicht gescheiter über Satire daherreden! Sonst geht es diesem Text so wie den Ergüssen der Kollegen in den 1990er Jahren, deren Rezensionen nicht selten für allgemeine Belustigung in den Redaktionsräumen des Satiremagazins *Titanic* gesorgt haben. Nun sind sie in Gerhard Henschels „Schelmenroman“ verewigt worden, dem zehnten Band der Reihe über das Leben des Martin Schlosser.

Schnell wird klar, dass der junge Mann bei aller bisweilen tölpeligen Stolperei durch die Satirewelt ein ziemlich schlaues Kerlchen ist, einer, der mal einen saublöden Text für die *Titanic* schreiben kann, der aber auch für seine Klugheit geschätzt wird, mit der er in der Zeitschrift *Merkur* europäisch zu denken weiß. Von so einem lässt man sich gerne in jene 90er Jahre begleiten, in der Rudolf Scharping, „der das geballte Charisma einer Büroklammer besaß“, Vorsitzender der SPD war. Kanzler war Helmut Kohl, bei dessen Anblick sich Schlosser immer wieder fragte, wie es dieser Mann bloß schaffte, „sich allmorgendlich eine Krawatte umzuwürgen und prall und drall vor die Kameras zu treten“.

Aber es ist Schlosser auch ernst. Schlecht werde es ihm jedes Mal, wenn ihm irgendwo das Gesicht von Manfred Kanther, diesem „gescheiterten Widerling“, begegnet. Während in der Türkei kurdische Dörfer dem Erdboden gleichgemacht werden, spricht sich der CDU-Innenminister gegen einen Abschiedstopp für kurdische Asylbewerber aus, weil das einer Aufforderung zur illegalen Einwanderung gleichkomme. Migrationsdebatten waren so unterirdisch, wie sie es heute noch sind. Und Pleitemilliardäre aus der Baubranche, auch die hat es



Schreibt sich zurück in die wilden 90er Jahre: Gerhard Henschel
Foto: Schleyer/ullstein bild

damals schon gegeben. Ja genau, Jürgen Schneider, der Frankfurter Baulöwe. So waren sie damals, die Zeiten.

Dass die auch mal richtig scheiße sein konnten, bekam Brachialsatiriker Wiglaf Droste zu spüren. Der hatte in einem Text seine Befürchtungen zum Ausdruck gebracht, ein Mann könne von allzu eifrigen Aktivistinnen schnell mal zu Unrecht als Pädokrimineller bezeichnet werden. Feministische Aktivistinnen versuchten in der Folge, Lesungen Drostes zu verhindern, bearbeiteten Veranstaltungsräume mit Fäkalien. Das Wort Cancellen war damals noch nicht gebräuchlich. Saftige Debatten um Zensur und Diskurshygiene sehr wohl. Die wurden auch in der taz geführt, auf deren Wahrheitseite viele jener Satiriker schreiben, mit denen Schlosser verkehrt.

Da erschien als Vorabdruck auch der „große Wenderoman“, den Schlosser zusammen mit Droste zusammenschraubt hat. „Der Barbier von Bebra“ ist eine Schauergeschichte, in deren Verlauf ein DDR-Bürgerrechtler nach dem anderen auf übelste Weise ermordet wird. Nicht schlecht gestaunt haben muss jedenfalls die Chefredaktion der taz, als Vera Lengsfeld, damals Bundestagsabgeordnete für Bündnis90/Die Grünen,

zum Boykott der damals noch regelmäßig für das Überleben bettelnden taz aufgerufen hat.

„Eine Zeitung, die literarische Anleitungen zum Mord an Andersdenkenden [...] druckt, benötigt eine Denkpause“, schrieb sie doch tatsächlich, weil sie es alles andere als witzig fand, dass jemand sich ausmalt, wie es wohl wäre, wenn man die

„Der Barbier von Bebra“ hieß die Schauergeschichte, die die Wahrheit als Vorabdruck brachte

Puhdys in Frittenfett totbrutzeln oder Wolfgang Thierse mit einer Klarinette erstechen würde. Es war ja noch nicht zu ahnen, zu welcher weiten Reise über die CDU nach ganz rechts-außen Vera Lengsfeld noch antreten würde. Damals jedenfalls war für sie die Zeit noch nicht reif, DDR-Bürgerrechtlerinnen als gleichberechtigte Objekte der Satire in die neue BRD zu integrieren.

In Wahrheit war es natürlich Gerhard Henschel selbst, der mit Droste zusammen das Mordsmachwerk verfasst hat. Ein wahres Schelmenstück, das der Autor seinem Roman-Ich da

zuschustert, so wahr wahrscheinlich wie all die Frauengeschichten, die Schlosser mal mehr, mal weniger verliebt in irgendwelchen Betten erleben darf. Auch Satiriker können begabte Macker sein. All das macht den fidele Schlosser jedenfalls ebenso glücklich wie all die Bekanntschaften mit den Autoren, mit denen er landauf, landab bei Lesungen auftritt, mit denen er säuft oder an einem Theodor-W.-Adorno-Ähnlichkeitstettbewerb teilnimmt.

Am Ende sind es doch aber viele Namen, die einem da ans Herz gelegt werden. Und mit fast allen macht der wackere Schlosser irgendwas: Mit Eckhard Henschel arbeitet er an einer „Kulturgeschichte der Missverständnisse“ und mit Günther Willen sammelt er Promistimmen zum Wembleytor, jenem vermeintlichen 3:2 der Engländer im WM-Finale von 1966, die in das Buch „Drin oder Linie? – Alles übers dritte Tor“ münden.

Der 74er-Weltmeister Paul Breitner hatte dazu nicht mehr beizutragen als die These, das sei doch „Schnee von gestern“. Was soll es auch sonst sein? Alles, was Henschel in seinen Schelmenroman packt, ist irgendwie von gestern, auch wenn bisweilen der Eindruck entsteht, die Welt habe sich seit den 90ern nicht wirklich weitergedreht.

taz lab 2024

ALLES OSTEN ODER WAS?

Von Sachsen bis nach China

Alle reden über den Osten. Beim taz-Volxkongress spricht er für sich.

Weitere Infos auf tazlab.de

SEI DABEI



27. APRIL 24

Fast alle glaubten den Beteuerungen der SS, sie kämen zum Arbeiten in ein Lager oder Dorf.



Deportation deutscher Juden und Jüdinnen nach Riga
Foto: Reinhard Schultz/imag

Verraten, verschleppt, verloren

Selbstzeugnisse deutscher Jüdinnen und Juden anhand ihrer Aufzeichnungen während und nach der Deportation: Die Historikerin Andrea Löw hat eine eindrucksvolle historische Zusammenstellung vorgelegt

Von Klaus Hillenbrand

Es wird Ihnen hiermit eröffnet, dass Sie innerhalb von drei Stunden Ihre Wohnung zu verlassen haben.“ Es waren Sätze wie dieser von der Darmstädter Gestapo, die am Beginn der systematischen Deportation der deutschen und österreichischen Juden in den Osten standen. Überfallartig geschah dies oft, jegliche Habe galt als beschlagnahmt. Wer sich denn jetzt um den Kanarienvogel kümmern würde, war die letzte Frage eines Stettiner Juden, bevor er für immer sein Haus verlassen musste.

Diese Deportationen werden heute mit dem Ziel Auschwitz identifiziert. Denn ein großer Anteil der deutschen Juden wurde in dieses Vernichtungslager verschleppt und dort ermordet.

Tatsächlich aber deportierte die SS ab Oktober 1941 und bis Ende 1942 die Opfer nicht nach Auschwitz oder ein anderes Vernichtungslager. Die Mordstätten waren schlicht noch nicht betriebsbereit. Bis Ende 1942 ka-

men sie deshalb in von der SS eingerichtete Ghettos im besetzten Osteuropa, vor allem nach Lodz in Polen, nach Riga in Lettland, Kaunas in Litauen und Minsk in Weißrussland.

Die Historikerin Andrea Löw hat es auf sich genommen, den Weg dieser Opfer nachvollziehbar zu machen. Sie hat in Dutzenden Archiven Augenzeugenberichte von Überlebenden und zeitgenössische Erinnerungen der Ermordeten zusammengestellt. Ihr Buch „Deportiert“ berichtet mithilfe dieser Selbstzeugnisse vom Leidensweg der Jüdinnen und Juden, beginnend mit der Nachricht ihrer Verschleppung, sich fortsetzend mit der Zugfahrt nach Osten und der Ankunft, unter unbeschreiblichen Bedingungen lebend im Ghetto, bedroht von Hunger, Krankheit, Kälte, Seuchen und den Mordaktionen der SS. Viele der Opfer wurden aber schon kurz nach ihrer Ankunft ermordet, darunter alle nach Kaunas Verschleppten. Die meisten starben in den Ghettos. Wenige hat die SS später in ein anderes Lager oder KZ verschleppt, auch nach Auschwitz.

Löw beschreibt eindrücklich die erzwungenen Wege dieser Menschen. Fast alle von ihnen glaubten zu Beginn den Beteuerungen der SS, sie kämen zum Arbeiten in ein Lager oder Dorf und hätten es dort gut. Aber manche ahnten auch, dass es eine Reise in den Tod war.

„Lebt wohl, bleibt alle hübsch gesund, bis wir uns im Jenseits wieder sehen“, heißt es in einem Abschiedsbrief von Gretel und Hugo Klein aus Bad Neustadt an der Saale.

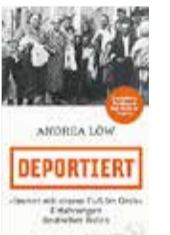
Erste Station: das Sammellager, noch in der Heimat, verbunden mit Leibesvisitationen, Prügeln und Strohsäcken als Bettwäsche. Nicht nur das Eigentum war den Nazis in die Hände gefallen, sondern auch die Würde. Aber immer noch war da Hoffnung. „Keine schlechten Aussichten“, schrieb Erich Langer aus Essen über seine Zukunft.

Zweite Station: im Zug. Schon auf dem Weg starben Reisegefährten vor Hunger, Stress und Kälte in den Zügen. Dritte Station: im Ghetto. Angekommen in einer unbekanntem Umgebung waren die Opfer mit furchtbaren Verhältnissen konfrontiert. In Minsk

lagen Leichen Ermordeter in den Baracken. Sie erfuhren bald, wenn Mitreisende ermordet worden waren. „Man vermutet, dass wir in der Landwirtschaft eingesetzt werden“, schrieb Oscar Hoffmann aus Köln im Zug optimistisch. Kurz darauf war er tot, erschossen in Maly Trostinez bei Minsk. Andere lebten da noch im Ghetto. Wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde ermordet.

Die Selbstzeugnisse machen deutlich, dass der Holocaust für viele der Opfer ein nicht enden wollender Prozess der Täuschung und Erniedrigung gewesen ist, verbunden mit unbeschreiblichen Lebensverhältnissen, dazu Sprachbarrieren und Desorientierung in der Fremde. Wer sich in diesem realen Alpträumen aufgab, war verloren. Die Illusionen waren dahin. „Alle paar Tage werden an die 20 Tote begraben“, notierte Berthold Rudner in Minsk. „Viele erfrieren und verhungern“, schrieb Dora Hansen in Riga in ihr Tagebuch.

Und doch klammerten sich die Menschen an ihre Hoffnungen von einem Ende des Leidens. Nur die allerwenigsten von ihnen haben ihre Befreiung erleben dürfen.



Andrea Löw: „Deportiert. Immer mit einem Fuß im Grab.“ Erfahrungen deutscher Juden“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2024, 368 Seiten, 26 Euro

Regression der Mitte

Warum ist die Rechte in Krisen so erfolgreich? Abstiegsangst, Privilegienverlust – Daniel Mullis hat die Angst der politischen Mitte untersucht



Daniel Mullis: „Der Aufstieg der Rechten in Krisenzeiten. Die Regression der Mitte“. Reclam, Stuttgart 2024, 336 Seiten, 22 Euro

Von Ruth Lang Fuentes

Wird rechtes Denken eigentlich salonfähig, weil Rechtsaußen erstarkt? Oder ist es nicht vielleicht umgekehrt? Dass die rechte Einstellung des sogenannten besorgten Bürgers langsam in der Mitte der Gesellschaft ankommt? Und gerade dies die rechtsextremen Parteien stärkt?

Daniel Mullis, Humangeograf am Leibniz-Institut in Frankfurt am Main, stellt die zweite These auf und hat dazu nun ein Sachbuch veröffentlicht: „Der Aufstieg der Rechten in Krisenzeiten“. Ein – vor allem sprachlich – eher wissenschaftlich gehaltenes Buch. Eine tiefgehende Analyse und Mahnung zugleich, die aber jeder politisch Interessierte lesen sollte. Mullis ist überzeugt: Es sind regressive Prozesse, die spä-

testens seit der Finanzkrise 2008 in Deutschlands gesellschaftlicher Mitte ablaufen, und zwar im kompletten politischen Spektrum. Also Prozesse, die das Gegenteil progressiver Bewegung sind, die den Abbau sozialer und demokratischer Teilhabe befördern. Dies öffne die Tür nach rechts außen. Um das herauszuarbeiten, startete Mullis 2017 ein umfangreiches Projekt: Über mehrere Jahre führte er repräsentative Interviews und versuchte nah an den Menschen herauszufinden, was die sogenannte Mitte wirklich bewegt. Wie sie denkt, lebt und fühlt.

Krisen, Privilegienverlust und Abstiegsangst sowie tief liegende Ressentiments lassen die Menschen eine heile Welt zurücksehnen, lautet eine Schlussfolgerung. Eine Welt mit klaren Regeln und in der eventuell sogar eine autoritäre Regierung herrscht. Es ist

sicherlich kein positives Bild, das Mullis zeichnet: eine „fortschreitende Entzivilisierung“ und ein CDU-Chef, der die AfD durch seine Aussagen und den Kulturkampf, den er führt, bestärke.

Für Mullis dient das bundespolitische Protestgeschehen als „Seismograph“ für den Zustand der Gesellschaft. In drei Teilen erhält der Leser eine Ausführung, wann, inwieweit und weshalb heute in Deutschland von einer Regression der Mitte gesprochen werden muss.

Ein geschichtlicher Abriss der letzten Jahre analysiert Pandemie, Klimakrise, Krieg, Migration und auch die Frage, wann eine Krise zur Krise wird. Dann fasst Mullis seine Interviews zusammen, um schlussendlich einen tieferen Blick auf Individualisierung und Neoliberalismus zu werfen, die er für die Dynamik der Regression innerhalb

der Mitte verantwortlich macht. In diesem Buch steckt viel Arbeit. Hier wird nicht nur eine Meinung vertreten, sondern empirisch analysiert. So sind Mullis und seine Arbeitsgruppe unter anderem auch in Kneipen gegangen.

Der Autor betont explizit, er schreibe dieses Buch „ohne erhobenen Zeigefinger, ohne Anklage“, es gehe ihm nur darum, gesellschaftliche Dynamiken offenzulegen. Der Grundtenor der Mitte lautet schließlich: Früher war es besser.

Ganz neutral bleibt der Autor nicht. Die Entwicklung, heißt es, sei nicht gut, und er schreibt das Buch in der Hoffnung, dass noch entgegengewirkt werden kann. Durch mehr soziale Gerechtigkeit, echte Solidarität und Kollektivität, heißt es etwas allgemein.

Trotz aller erarbeiteten Nähe zur bürgerlichen Mitte überwiegt

im Buch jedoch die trocken-akademische Analyse. Wünscht man sich doch vor allem im zweiten Teil des Buches, das „Im Wohnzimmer“ heißt, die Protagonisten näher kennenzulernen. Mullis springt zwischen philosophisch-soziologischen Theorien und zum Teil schockierenden, aber grundehrlichen Aussagen aus der bürgerlichen Welt. Zwischen Fraser, Horkheimer und Adorno und Ehepaar Böhm in Frankfurt-Riederwald.

Daniel Mullis' Buch ist sehr aktuell und wichtig. „Demokratien sterben selten in einem großen Knall“, sondern gehen langsam, von Erosionsprozessen in der Mitte ausgehend, zu Grunde, heißt es bei ihm. Unausweichlich sei diese Entwicklung aber nicht. Es bleibt zu hoffen, dass Mullis' Arbeit es schafft, dem „rechten Rauschen“ entgegenzuwirken.

„Der Kreml greift gezielt Politikerinnen an“

Die Schriftstellerin Sofi Oksanen über „Putins Krieg gegen die Frauen“ und den russischen Kolonialismus

Von Jens Uthoff

literataz: Frau Oksanen, Sie beschreiben in Ihrem Essay, wie das russische Regime einen Krieg gegen Frauen führt, sowohl durch konkrete Gewalt als auch ideell. Ist Frauenfeindlichkeit per se ein Symptom des Totalitarismus?

Sofi Oksanen: Ein Hauptaugenmerk des Putin-Regimes ist es, Frauen von der Macht fernzuhalten und Männer an der Macht zu halten. Wer beobachtet hat, wie es Frauen und sexuellen Minderheiten in Russland in jüngerer Zeit erging, dürfte nicht überrascht sein ob der Entwicklung zur patriarchalen Diktatur. Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen dem Antifeminismus in Russland und dem Ukrainekrieg: Die Ukraine repräsentiert alles, was der Kreml ablehnt – zum Beispiel, dass Frauen mehr Macht haben. Die Ukraine schickt auch Soldatinnen an die Front, hat rund 5.000 weibliche Offiziere, Präsident Selenskyj ehrt viele von ihnen mit der Ehrenmedaille „Held der Ukraine“. Es ist definitiv auch ein Krieg um die Gleichberechtigung der Geschlechter.

Die estnische Ministerpräsidentin Kaja Kallas wurde kürzlich in Russland zur Fahndung ausgeschrieben, auch Julia Nawalnaya dürfte in höchster Gefahr stehen, wenn sie nun die Rolle ihres toten Mannes übernehmen sollte.

Der Kreml greift gezielt Politikerinnen an, das ist seine Strategie. Der internationale Haftbefehl gegen Kaja Kallas ist eines der Beispiele dafür. Es gibt eine Menge Desinformationskampagnen gegen westliche Politikerinnen, die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock war ein Ziel dieser Attacken. Dass jetzt Julia Nawalnaya ins Visier genommen wird, zeigen etwa im Netz geteilte Bilder, die sie angeblich mit ihrem neuen Freund zeigen sollen.

Sie erwähnen Putins Hausphilosophen Alexander Dugin, der die „Demaskulinisierung“ Russlands befürchtet, von da ist es nicht weit

zu Putins homophobem Feindbild „Gayropa“: Sind Chauvinismus und Antifeminismus Teil des russischen Identitätsgebildes?

Die russische Identitätsbildung und die Geschichte könnten ganz anders aussehen, wenn das Land ein demokratisches System gehabt hätte, wenn mehr Frauen an der Macht gewesen wären oder wenn die Macht der Sicherheitsorgane geringer gewesen wäre. Putins Idee von der russischen Identität schließt Frauen aus. Anders war das etwa in Nawalnys Team, in seinem engsten Umkreis waren viele Frauen. Er benachteiligte niemanden aufgrund seiner geschlechtlichen Identität, er wollte einfach die talentiertesten und fähigsten Personen. Grundsätzlich kann man sagen, dass Russland ein Identitätsproblem hat: Die baltischen Staaten oder auch Polen verfügten immer über eine recht klare nationale Identität. Eine eigenständige russische Identität aber gab es nicht. Nicht zu Sowjetzeiten, nicht heute. Die russische Identität ist nur auf Kolonisierung aufgebaut.

Einer der Gründe für Sie, dieses Buch zu schreiben, waren Vergewaltigung und Folter, die Ihre Großtante während der Besetzung Estlands durch die Sowjetunion erlitten hat.

Ja. Meine Großtante hat sich danach völlig aus der Welt zurückgezogen, nie darüber gesprochen. Ihr Fall hat mir gezeigt, dass erlittene sexuelle Gewalt etwas ist, das einen für den Rest des Lebens begleitet. Man kann sie nicht mit jeder anderen Kriegsverletzung vergleichen, sie ist ein Trauma. Die Wunden, die ein Opfer in sich trägt, sollten genauso anerkannt werden wie körperliche Schäden bei Kriegsverletzungen.

Was ist mit finanzieller Entschädigung von Vergewaltigungsopfern?

Es könnte noch ein langer Weg sein, bis es Schmerzensgeldzahlungen geben wird. Wir sollten auch



Sofi Oksanen, eine Kämpferin gegen das imperiale Russland Putins
Foto: V. Muller/opale.photo/laif

Sofi Oksanen

47, ist eine finnisch-estnische Schriftstellerin. Sie stammt aus Jyväskylä (Finnland), ihr Vater ist Finne, ihre Mutter Estin. Oksanen studierte Literaturwissenschaft und Dramaturgie, als Schriftstellerin wurde sie schon mit ihrem Debüt „Stalins Kühe“ bekannt. Sie hat mehrere Romane veröffentlicht, „Putins Krieg gegen die Frauen“ ist ihr erstes auf Deutsch erschienenes Sachbuch.

über Arbeitsunfähigkeit bei den Opfern sprechen. Eine finanzielle Entschädigung wäre ein Zeichen, dass sexuelle Gewalt ernst genommen wird.

Was muss in der (westlichen) Öffentlichkeit und Politik geschehen, damit sexuelle Gewalt noch mehr als systemischer Teil eines Krieges begriffen wird?

Es gibt eine positive Entwicklung: Wir haben viel mehr Frauen im Journalismus, mehr Forscherinnen, Staatsanwältinnen und Richterinnen. Durch sie gibt es eine andere Sensibilität als in einer komplett männerdominierten Öffentlichkeit. Die MeToo-Bewegung hat viel verändert und dazu beigetragen, dass das Schamgefühl aufseiten der Opfer vielleicht weniger wird. Aber Sexualverbrechen sind in der Vergangenheit ziemlich unterbelichtet geblieben. Bei den Nürnberger Prozessen gab es keine Verurteilungen wegen Vergewaltigungen, obwohl wir genau wissen, dass sie zum Verbrechensrepertoire des Nazi-Regimes gehörten.

Warum wird sexuelle Gewalt noch heute im Krieg so wenig geahndet?

Die Verfolgung sexueller Straftäter in Kriegen ist eine große Herausforderung für unser Rechtssystem.

Das ist sicher auch ein Problem des Geldes. Erst mal brauchen wir aber den politischen Willen, um Sexualdelikte im Krieg aufzuklären und um die Täter anzuklagen. In der Ukraine gibt es so viele derartige Kriegsverbrechen, dass eine Aufklärung ohne internationale Hilfe nicht möglich ist.

Bleibt sexuelle Gewalt zu sehr Randnotiz?

Ja. Ich verstehe auch, dass manchmal andere Dinge kriegsentscheidend sind, zum Beispiel, dass die Ukraine definitiv mehr Munition braucht. Aber sexuelle Gewalt sollte ein selbstverständlicher Teil der Diskussion sein. Meist wird nur über besonders grausame Ereignisse zu diesem Thema berichtet, als wäre es etwas Separates. Es sollte normal sein, darüber zu reden. Dann gäbe es weniger Scham und Einsamkeitsgefühle auf Opferseite.

Welche Rolle spielt Frauenhass im Netz, wenn wir über sexuelle Gewalt generell sprechen?

Es gibt online viel Hass, der sich explizit gegen Frauen richtet, auch in Finnland. Finnland steht immer weit oben im Gender Equality Index, und doch werden auch hier Politikerinnen, Journalistinnen, Polizistinnen, Richterinnen mit geschlechts-

spezifischem Hass überzogen. Also Menschen, die das Fundament unseres demokratischen Systems bilden. Aus Onlinehetze wird schnell tatsächliche Gewalt.

Noch mal zurück zu Russland: Sie beschäftigen sich auch mit Putins Narrativ von den chaotischen neunziger Jahren, von denen er sein Land erlöst habe. Für Sie trägt diese Erzählung frauenfeindliche Züge. Welche?

Ganz einfach: Es war für den Kreml die Zeit, als all die schlechten westlichen Einflüsse ins Land kamen, einschließlich der Feministinnen und des Frauenaktivismus. Mit den Folgen hatte und hat Putin zu kämpfen, man denke an Pussy Riot.

Eine Ihrer Forderungen ist es, dass Russland alle Verbrechen des Stalinismus und des Kolonialismus aufarbeitet – dieses Ziel ist in weiter Ferne, oder?

Ja, weil zunächst einmal eine Niederlage Russlands in diesem Krieg erforderlich wäre. Die Niederlage ist aber etwas, das die westlichen Länder nicht zu thematisieren wagen. Klar ist aber: Russland wird sich nicht freiwillig mit seiner Vergangenheit auseinandersetzen oder anerkennen, dass der Kolonialismus ein Problem ist.



Sofi Oksanen: „Putins Krieg gegen die Frauen“. Aus dem Finnischen von A. Plöger und M. Murmann. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2024, 336 Seiten, 24 Euro

HUNNIIES GEGEN

RECHTS

genossenschaft
taz

Runter von der Bank, rein ins Geschehen!

In der taz Genossenschaft bewegt dein Geld etwas – gegen Rechtsruck und für eine stabile Demokratie. Keine 2,5% Zinsen, dafür 100% Einsatz für unabhängigen Journalismus und eine offene Gesellschaft.

Bereits ab 500 Euro gehört dir so ein Teil der taz und du wirst Miteigentümer*in.

Alle Infos auf taz.de/genossenschaft

Nach der Fischfabrik

In seinem neuen Buch, „Eine Arbeiterin. Leben, Alter und Sterben“, nimmt der französische Soziologe Didier Eribon die komplizierte Beziehung zu seiner Mutter in den Blick

Von Nina Apin

Du musst vernünftig sein“. Mit diesen Worten bringen die Söhne ihre Mutter an einen Ort, an dem sie nicht sein möchte, zu dem es aber keine Alternative zu geben scheint. Während die Mutter erst weint und sich dann ins Unvermeidliche fügt, räumt der eine Sohn bereits ihre Sachen in die Schränke; der andere notiert: Das Altenheim am Rand eines Neubaugebiets im nordostfranzösischen Fismes sei „eine kalte, unmenschliche Kulisse“ – kein Wunder, dass sie da nicht hinwolle.

„Mein Herz zog sich zusammen. Was taten wir ihr an?“, fragt er sich. Bis zum späten Nachmittag bleibt dieser zweite Sohn noch bei ihr, dann nimmt auch er den letzten Bus in die Stadt.

Mit dieser brutalen Szene beginnt Didier Eribons neues Buch über den Abschied von seiner Mutter. Genau genommen sind es viele verpasste Abschiede: Nur einmal noch besucht der Autor sie im Einzelzimmer im zweiten Stock, sieben Wochen nach ihrem Einzug ins Altenheim stirbt sie. „Eine Arbeiterin. Leben, Alter und Sterben“ – der betont nüchterne Buchtitel weist darauf hin, dass der französische Soziologe weit mehr als die persönliche Trauer eines Sohnes verhandelt.

Wie schon in seinem Bestseller „Rückkehr nach Reims“ (2009) gelingt es Eribon auch hier wieder, die individuelle Beziehung einzubetten in eine Analyse der sozialen Verhältnisse, die diese Beziehung rahmen.

Nach dem eigenen Klassenaufstieg, vom Aufwachsen als Kind einer Putzfrau und eines Hilfsarbeiters in der Provinz bis zum offenen schwul lebenden Pariser Intellektuellen, stellt Eribon diesmal seine Mutter in den Mittelpunkt seiner literarisch-soziologischen Auseinandersetzung.

Neu ist weder die von Eribon selbst mitgeprägte und an Bourdieu geschulte Gattung der „Autosozioografie“ noch das Sujet: Mit der verstorbenen Mutter haben sich vor ihm im französischsprachigen Raum bereits Annie Ernaux („Eine Frau“, 1987) und Eribons Ziehsohn

Édouard Louis („Die Freiheit einer Frau“, 2021) auseinandergesetzt.

Didier Eribons besondere Gabe aber ist die Verschränkung von kühler Analyse mit großer Empathie. Etwa wenn er die Situation der betagten Frau beschreibt: „Die Krankheit meiner Mutter war das hohe Alter, das Pflegeheim würde ihr ‚Gefängnis‘ sein, und sie musste sich von dem Wunsch nach Gesundheit und Freiheit verabschieden, denn sie war nicht mehr gesund und würde sich nie wieder frei bewegen, würde nie mehr frei entscheiden können.“

Für alle alten Menschen sind Altenheime „Einöden der Einsamkeit“ (Norbert Elias), die sie in der letzten Lebensphase von der Gemeinschaft isolieren. Für eine Arbeiterin wie Eribons Mutter kommen noch die „Gefängnisse“ Geschlecht und Klasse obendrauf. Eribon umreißt kurz die Lebensstationen dieser Frau, die als ungewolltes, uneheliches Kind im Waisenhaus aufwuchs, sich bereits mit 14 Jahren als Dienst-

nur äußerlich Gefängnissen, sondern auch der von Personal-, Geld- und Zeitknappheit geprägte Alltag der Bewohner*innen.

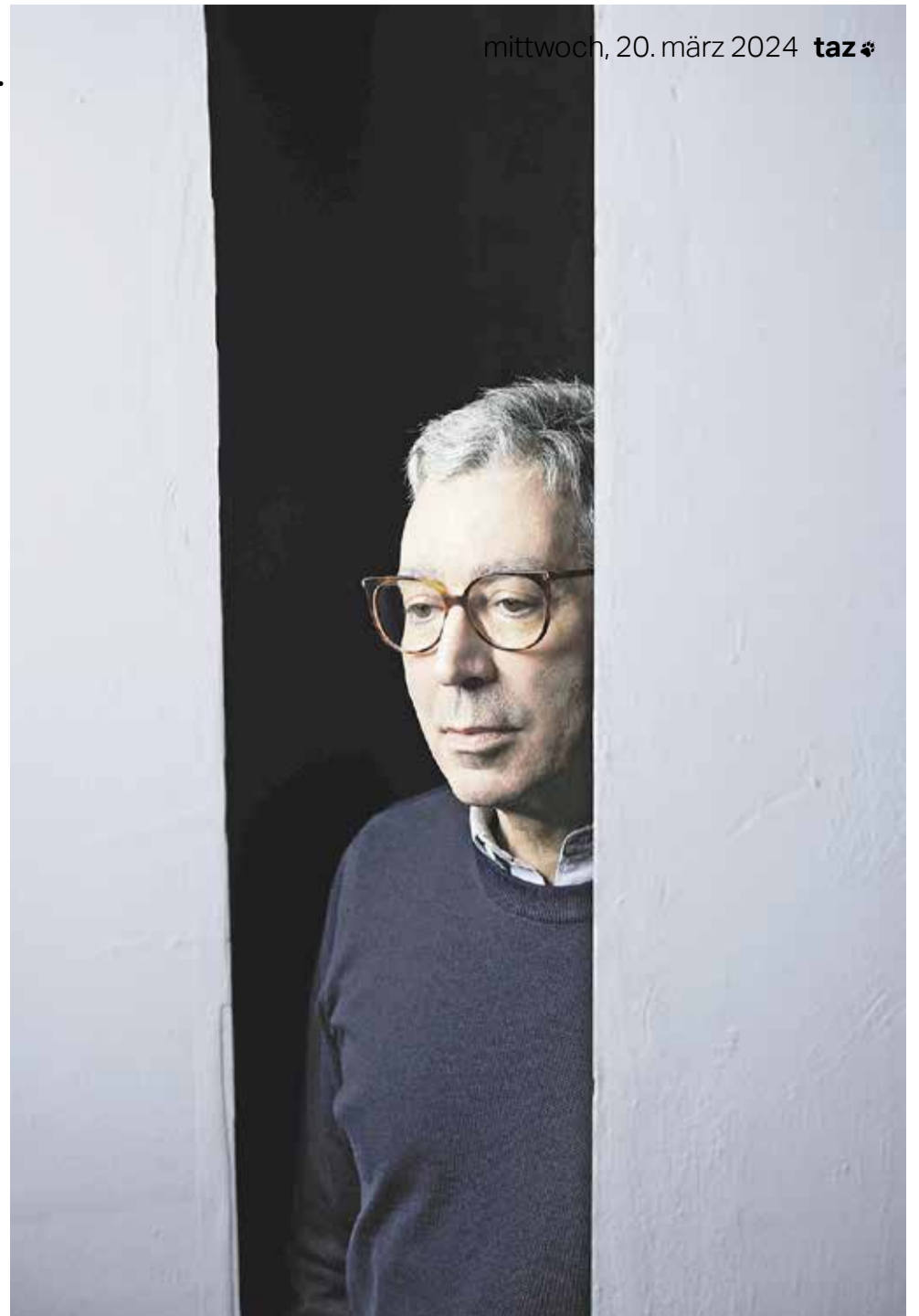
Eribon spricht, einen Bericht der Bürgerrechtsbeauftragten Frankreichs über die Pflege in den Ehpads zitierend, von „institutioneller Gewalt“, die Grundrechte alter Menschen verletze, und stellt fest: „Man kann es gar nicht oft und laut genug sagen: Das System ist unmoralisch.“

Er schildert, wie seine Mutter sich am Telefon darüber beschwert, dass sie nicht mehr täglich aufstehen dürfe, das Zimmer nicht verlassen, dass man sie zwingt, Windeln zu tragen, dass sie nur einmal pro Woche geduscht werde. Ihre Klagen, manchmal unter Schluchzen vorgebracht, erreichen oft nur den Anrufbeantworter – die Söhne sind mit ihren eigenen Leben beschäftigt oder fühlen sich machtlos angesichts der Zustände, die vielfach skandalisiert wurden und an denen sich doch nichts ändert.

Überrascht stellt Eribon fest, dass die Situation in privaten Pflegeheimen noch schlimmer sei: Diese seien als Renditeobjekte einem noch gnadenloseren Sparzwang unterworfen; das führe zur absurden Situation, dass den Bewohner*innen vermeintlicher „Premiumresidenzen“ das Essen rationiert werde. Ein schwacher Trost für den Sohn, der sich mit Schuldgefühlen quält, der Mutter kein „besseres“ Heim bieten zu können.

Das Sterben sei für seine Mutter das letzte Aufbegehren gewesen, das ihr noch blieb. Eribon überlegt: „Der Beschluss zu sterben erfordert sicher viel Mut und Entschlossenheit [...]“. Auf anrührende Weise beschreibt er, wie seine Mutter als 80-jährige Witwe zum ersten Mal die Liebe kennenlernte; als auch diese späte Beziehung zu Ende geht, ist ihr Lebenswille dahin.

Zuvor aber erlebte sie, wie die „Unwürdige Greisin“ bei Bertolt Brecht, „kurze Jahre der Freiheit nach langen Jahren der Knechtschaft“. Wie in Brechts Kurzgeschichte stößt ihre Liebe an die Grenzen gesellschaftlicher Konventionen, der Mann ist jünger und zu-



Didier Eribon – in Deutschland ein gefeierter Soziologe und Intellektueller
Foto: Pascal Ito/Flammrion/Suhrkamp Verlag.

dem verheiratet. Die Kinder missbilligen diese Beziehung (für seine heterosexuellen, mackerhaften Brüder hat Didier Eribon nur Verachtung übrig) – nur der schwule Sohn solidarisiert sich mit ihrem „unstatthaften“ Begehren.

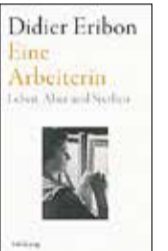
Diese Solidarität endet jedoch an einem Punkt: Am vehementen Rassismus der Mutter. Den Hass auf „die da oben“ sowie „die Nordafrikaner“, „die Schwarzen“ und „die Chinesen“, ließ Didier Eribon als junger Mann zurück, als er sein Herkunftsmilieu verließ. Schon in „Rückkehr nach Reims“ arbeitete er sich öffentlich an der Frage ab, wie nämlich aus einer stolzen kommunistischen Arbeiterklasse schließlich Front-National-Wähler*innen werden konnten.

Nun fragt er sich, warum diese Frau, die selbst von einem spanischen Gitano abstammt, sich in der obsessiven Abwertung anderer Marginalisierter gefällt. Eribon stellt fest, dass seine Mutter kein Einzelfall ist: „In der weißen Arbeiterschaft schien der Rassismus ein verbindendes Element zu sein,

schien er die Menschen in ihrer Beziehung zur Welt und zu anderen zu bestärken.“

Nein, ein verklärendes Mutterbuch ist „Eine Arbeiterin“ nicht geworden, überhaupt ist es ein Buch, das einfache Analysen vermeidet und gerade deshalb zum Nachdenken anregt. Bei aller Empathie für ihre Klasse und Lage, bei aller in der Tradition Simone de Beauvoirs vorgebrachten Anklage einer Gesellschaft, welche die Alten aus ihrer Mitte verbannt: Eribon zeichnet seine Mutter nicht nur als Opfer der Verhältnisse, er zeigt sie auch als engstirnige, erratische, wenig sympathische Person.

Auch sich selbst schont er nicht, wenn er erzählt, dass er die Mutter nicht zur Theaterpremiere von „Rückkehr nach Reims“ in Berlin einladen will, weil er sich für sie schämt. Aus der schmerzvollen Feststellung „Ich war ein Sohn, jetzt bin ich keiner mehr“, spricht auch eine gewisse Erleichterung des „Klassenflüchtlings“, mit dem Tod der Mutter das letzte Band zu seinem Herkunftsmilieu gelöst zu sehen.



Didier Eribon: „Eine Arbeiterin“. Aus dem Französischen von Sonja Finck. Suhrkamp Verlag, Berlin 2024, 272 Seiten, 25 Euro

NIEMAND MUSS DIE TAZ LESEN

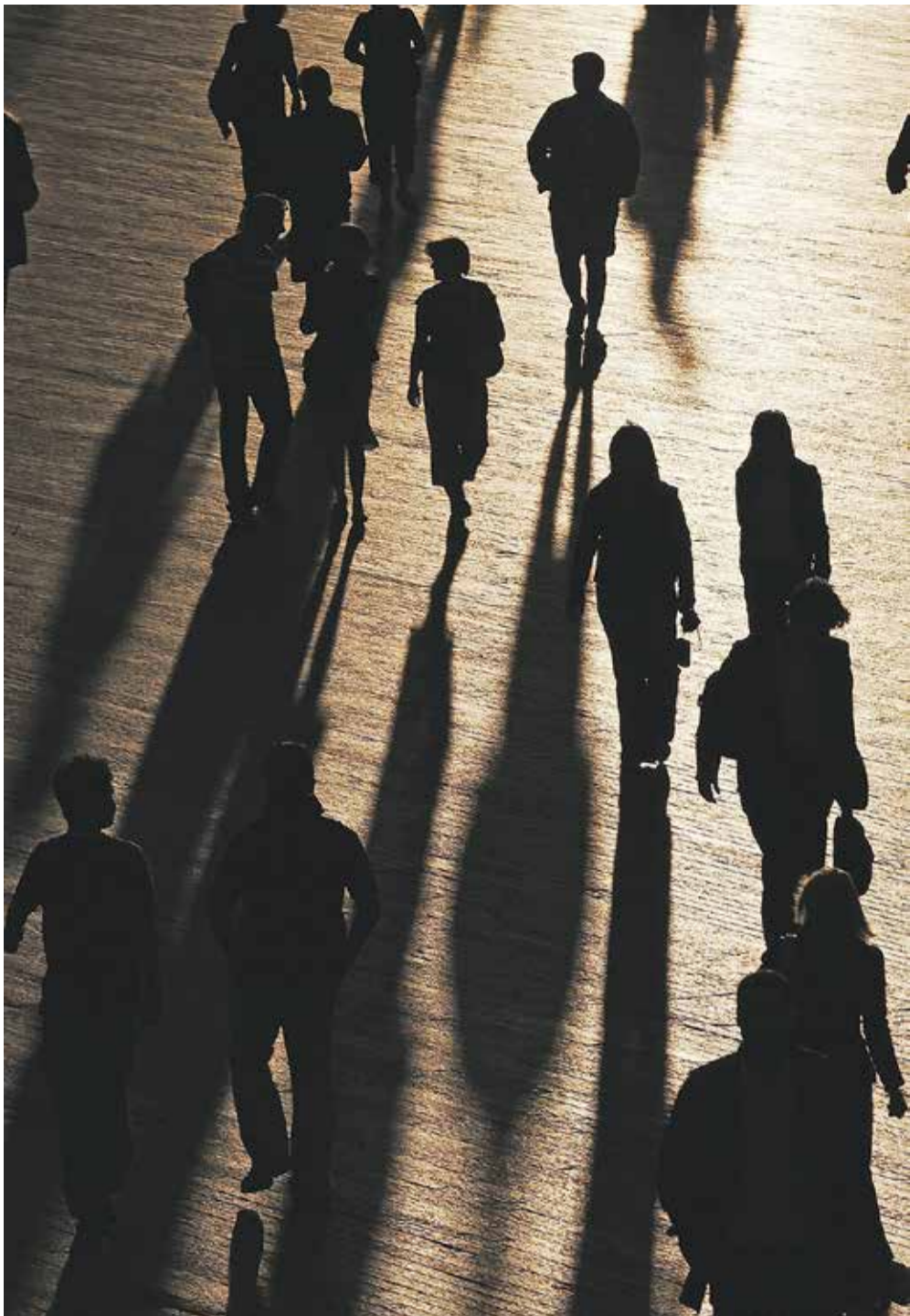
Mit der App die Zeitung einfach vorlesen lassen



taz zeitung für morgen

10 WOCHEN
NUR 10 EURO
TAZ.DE/ABO





Schutz gegen Freiheit

Sind wir verletzlicher geworden? Scheitern deshalb Debatten? Frauke Rostalski gleicht die Debattenkultur mit demokratischen Prozessen ab

Verändert sich das Zu- und Miteinander?
Foto: Horst Friedrichs/
Anzenberger/
plainpicture

Von Michael Wolf

Seit ein paar Jahren ist eine bemerkenswerte Veränderung in der Debattenkultur zu beobachten. In immer mehr Beiträgen geht es nicht länger um ein klar umrissenes Thema, sei es zum Beispiel das Asylsystem, die Klimakrise oder die Gefahr von rechts, sondern um die Art und Weise, wie diese und andere Themen verhandelt werden.

Die Gesellschaft als Ganze, mindestens aber die Mechanik ihrer Diskurse stehen zur Disposition, gilt doch als ausgemacht, dass etwas im Argen liegt mit der politischen Öffentlichkeit.

Einzig über den Grund für diese Schiefelage ist man sich uneins. Ist das Problem ein kommunikatives, worauf Jürgen Habermas hindeutete, als er in Hinblick auf Digitalisierung und soziale Medien seine Thesen über die Struktur der Öffentlichkeit aktualisierte? Tobt untergründig ein neuer Klassenkampf, wie ihn der Soziologe An-

dreas Reckwitz skizzierte, mit eher konservativ eingestellten Landbewohnern auf der einen und kosmopolitischen Akademikern auf der anderen Seite? Oder geht das Konfliktpotenzial vom Individuum aus, wie die Philosophin Svenja Flaßpöhler mit ihrem Buch „Sensibel“ nahelegte?

Frauke Rostalski, Professorin für Rechtswissenschaft und Mitglied des Deutschen Ethikrats, zitiert sie alle drei in ihrem Buch „Die vulnerable Gesellschaft“, setzt aber einen neuen Fokus. Für sie ist eine gesteigerte Verletzlichkeit der Grund, aus dem die Verhandlung politischer Inhalte scheitert. Den Begriff fasst sie sehr weit.

Auch ein CDU-Vorsitzender fällt im Zweifel in die Gruppe der Vulnerablen, wenn er sich von einem Argument, einer Haltung oder auch nur einer Person getriggert fühlt. Entscheidend ist also der Grad des emotionalen Engagements in einer Debatte. Je höher er ausfällt, umso wahrscheinlicher sind Nachteile für den Diskurs, da dieser darauf angewiesen ist, dass die Argumente aller

Beteiligter nüchtern gewürdigt werden.

Genau das Gegenteil geschieht in einer Auseinandersetzung mit den „Diskursvulnerablen“. Sie fühlen sich persönlich von ihren Kontrahenten angegriffen, lassen diese daher nicht zu Wort kommen, ignorieren ihre inhaltlichen Argumente und delegitimieren ihre Positionen.

Solche Konflikte werden unter dem Stichwort Cancel Culture längst landauf, landab diskutiert, und Rostalski trägt nicht wirklich viel Neues bei, wenn sie mit Habermas darauf hinweist, dass demokratische Prozesse auf eine funktionierende Debattenkultur in der Gesellschaft angewiesen sind, und dass diese durch das Cancel in Speziellen, im Allgemeinen aber dadurch gestört wird, dass politische Argumente immer öfter als persönliche Attacken empfunden werden.

Deutlich aufschlussreicher ist der umfangreichere Teil des Buchs, in dem sich Rostalski auf die juristischen Folgen verbreiteter Vulnerabilität konzentriert. Wichtig ist für ihre Argumentation, dass „vulnera-

bel“ kein Attribut ist, das lediglich Minderheiten und Marginalisierten zukommt.

Wie der Titel ihres Buchs schon sagt, attestiert sie der gesamten Gesellschaft Vulnerabilität, was bedeutet, dass ihre Mitglieder die eigene Verletzlichkeit betonen und gerne bereit sind, Schutz gegen Freiheit einzutauschen. Ihr zufolge reagiert der Staat zunehmend auf dieses Bedürfnis.

Das klingt wie eine Erfolgsgeschichte, aber so einfach ist es nicht. Denn wann immer Verwaltungen, Gerichte oder Strafverfolgungsbehörden neue Schutzfunktionen übernehmen, verengen sich auch die Spielräume der Bürger, selbstständig und eigenverantwortlich zu agieren. „Was der einzelne Mensch an Freiheit aus seiner eigenen Sphäre wegschiebt, landet in aller Regel unmittelbar bei staatlichen Akteuren, die hierauf durch den Erlass neuer Gesetze und den Ausbau der eigenen Institutionen reagieren.“

Ein interessantes Beispiel, das Rostalski im Buch diskutiert, ist das im Koalitionsvertrag festgelegte Vorhaben der Ampelregierung, Schwangere auf dem Weg zur Beratungsstelle oder zur Praxis zu schützen, in der sie einen Abbruch vornehmen lassen wollen. Abtreibungsgegner sollen sich laut einem Gutachten der Heinrich-Böll-Stiftung künftig einer Ordnungswidrigkeit schuldig machen, wenn sie die Frauen unterwegs ansprechen. Für Rostalski würde damit auch die Freiheit der Schwangeren eingeschränkt.

Das leuchtet nicht intuitiv nicht ein, trifft aber formal zu. Denn schützt der Staat eine Frau vor dieser potenziellen Störung, so nimmt er ihr auch die Möglichkeit, auf die Begegnung zu reagieren, sei es etwa dadurch, dass sie den kritischen Impuls aufnimmt und auf ihren Entscheidungsprozess wirken lässt, oder aber ihren Beschluss gegenüber der fremden Person verteidigt und womöglich weiter festigt.

Rostalski betont darüber hinaus, dass es aus juristischer Perspektive nicht selbstverständlich ist, derartige Situationen so parteiisch zu bewerten, wie es das Gutachten der Böll-Stiftung vorsieht. „Der Fokus auf die Schwangere scheint dabei vergessen zu lassen, dass ihrer

Rechtsposition berechnete Interessen der anderen Beteiligten entgegenstehen – deren Meinungs- und häufig Religionsfreiheit, aber gerade auch das Lebensrecht des ungeborenen Kindes, dessen Schutz die Ansprache der Mutter kurz vor Durchführung der Abtreibung dienlich sein kann. Hat die Schwangere ein Recht, hiervon verschont zu bleiben?“

Rostalski beantwortet diese Frage nicht eindeutig, sondern legt die rechtlichen Konflikte hinter dem Einzelfall offen. Auch bei den weiteren Beispielen mit emotional so aufgeladenen Themen wie Sterbehilfe, sexuelle Selbstbestimmung, Coronamaßnahmen und Waffenlieferungen hält sie sich über weite Strecken zurück mit persönlichen Einschätzungen. Denn es geht ihr nicht darum, inhaltliche Positionen zu einzelnen Rechtsfragen zu vertreten. Sie will stattdessen eine dringend notwendige Debatte über die politischen Risiken anstoßen, die eine Gesellschaft einget, deren vornehmliches Ziel es ist, Risiken generell zu vermeiden.

Mit Nachdruck weist sie darauf hin, dass eine Ausweitung des Rechts direkt verbunden ist mit einem Verlust an Selbstverantwortung und persönlicher Gestaltungsmacht sowie von Möglichkeiten privater Konfliktlösung. Wo immer der Staat ordnend eingreift, nimmt er den Einzelnen aus der Verantwortung und entpolitisiert damit weitere Räume.

Rostalski mutet den Vulnerablen mehr zu, als diese selbst sich abzuverlangen bereit sind. Ihr Einspruch gewinnt an Dringlichkeit, weil der Einzelne und die Gesellschaft im Dauerzustand der Vulnerabilität essenzielle Fähigkeiten wie das Aushandeln, Diskutieren und Streiten verlieren. Womöglich trägt diese Missachtung demokratischer Tugenden bereits jetzt zu den vielfach beklagten Problemen in der politischen Öffentlichkeit bei.

Diese Diskursvulnerabilität könnte im schlechtesten Falle zu einer tieferen Verletzlichkeit nicht nur des Bürgers und der Bevölkerung, sondern auch der Demokratie führen, die dann womöglich nur noch Schutzbedürftige und keine Verteidiger mehr kennt. Frauke Rostalskis warnendes Buch erscheint insofern keinen Tag zu früh.



Frauke Rostalski: „Die vulnerable Gesellschaft. Die neue Verletzlichkeit als Herausforderung der Freiheit“. C. H. Beck, München 2024, 214 Seiten, 16 Euro



Kupfer, Sand und Wasserstoff

Der menschliche Ressourcen hunger scheint unersättlich. Nach Angaben der Vereinten Nationen ist der globale Rohstoffverbrauch von 43 Milliarden Tonnen im Jahr 1990 auf 95 Milliarden Tonnen im Jahr 2019 gestiegen.

11,00 Euro, im Ausland zzgl. Versandkosten, broschiert, 112 Seiten
Auch als Prämie für ein Zeitungsabo von *Le Monde diplomatique*
unter monde-diplomatique.de/abo

monde-diplomatique.de/edition34
shop@taz.de

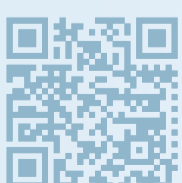
JETZT
BESTELLEN

Der taz Talk zur Edition,
mit Annette Jensen und Anna Lerch

Wann: 23.03.2024, 16.15 Uhr
Wo: taz Studio in Halle 5 | Stand D500

Leipziger Buchmesse
Messe-Allee 1
04356 Leipzig

ODER IM STREAM



Das Problemkind

In „Bone Black“ erzählt die US-amerikanische Feministin bell hooks von ihrer Kindheit zwischen Gewalt in der Familie und großer Liebe für Literatur

Von **Katrin Gottschalk**

Wie wird aus einem kleinen Schwarzen Mädchen aus Kentucky eine der wichtigsten Feministinnen unserer Zeit? Knapp zwei Jahre ist es her, dass die Literaturwissenschaftlerin und Autorin bell hooks mit nur 69 Jahren verstorben ist. Sie hinterließ bahnbrechende Werke zu den Themen Race, Klasse, Geschlecht, Liebe und Gewalt, die erst seit 2020 nach und nach ins Deutsche übersetzt werden – so nun auch ihre Kindheits-erinnerungen.

Das 1996 in den USA veröffentlichte Buch „Bone Black. Erinnerungen an eine Kindheit“ eignet sich gut, um in bell hooks Werk einzusteigen. Bone Black, das sie eine „dunkle, tiefschwarze innere Höhle“, in der hooks eine Welt für sich selbst erschafft, zu sich kommt. Diese Welt ist bei hooks geprägt von Büchern, die zum Teil aus der Mülltonne kommen. Denn bell hooks kommt aus einem Haushalt mit wenig Geld, in dem das Mädchen gewarnt wird, dass Bücher verrückt machen könnten.

Die kleine Gloria Jean Watkins, wie bell hooks gebürtig heißt, wird als Problemkind gesehen, die Eltern geben den Büchern die Schuld an dem widerständigen Geist ihrer Tochter: „Sie lassen mich nicht le-

sen, bevor ich nicht all meine Arbeit erledigt habe.“ Trotzdem findet Gloria immer wieder Zugänge zu Büchern. Sie sieht Bücher auch von Schwarzen Autor*innen im Regal stehen. Ihr Alltag lehrt sie, dass die Welt eher ein Zuhause für die Weißen ist, es aber auch arme Weiße gibt, deren Essen schlechter als ihr eigenes aussieht.

Die eigene Armut ist dem Kind zunächst nicht bewusst. Erst rückblickend versteht sie, dass das rote Auto, in dem sie und ihr Bruder

Peitschenhiebe bei Widerspruch prägen den Alltag der kleinen Gloria Jean Watkins

sich gegenseitig kutschiert haben, eigentlich eine rote Schubkarre war. Genau diese Schubkarre, ein Spielzeug, habe ihrem Bruder und ihr verschiedene Identitäten aufgezwungen. Sie zog gerne ihren Bruder – aber die Erwachsenen fanden, der Junge müsse schieben. Dieser liebt es aber, seine Schwester für sich arbeiten zu lassen.

Insgesamt scheinen die Geschwister in dieser Familie für Gloria keine Stützen zu sein. Sie sind

die „Normalen“, die sie immer wieder von ihrer Einkehr abhalten wollen, denen sie zuruft: „Lasst mich in Ruhe!“ Und die sie, als sie sich aus Verzweiflung ein heißes Bügeleisen auf den Arm drückt, sie nur als „verrückte Idiotin“ verschreien. Die kleine Gloria wächst in Opposition zu ihren fünf Geschwistern auf, in einem Haus voller Gewalt, in der der Vater alle Familienmitglieder schlägt, seine Frau besonders.

So schwer die Themen in „Bone Black“ auch sind, ist das Buch doch leicht zu lesen. Wie auch in ihren theoretischen Büchern schreibt hooks nahbar. Marion Kraft übersetzt den liebevollen hooks-Ton sehr gut, allerdings bleiben englische Formulierungen wie „speaking in tongues“ oder „strange enough“ in der Eins-zu-eins-Übersetzung als Stolpersteine im Lesefluss liegen.

Wie werden wir, wie wir sind? Die äußeren Umstände des Aufwachsens, das Umfeld, das einen prägt – all dies formt nicht alleine einen Menschen. Da gibt es natürlich die Vorbilder. Den Großvater, der ihr sagt, dass niemand sie zwingen könne, etwas gegen ihren Willen zu tun. Oder Miss Willie Gray, eine alte Lady, für die hooks arbeiten muss, die sie fasziniert, weil sie unabhängig und unverheiratet ist. Oder ihre Großmutter Saru, die hooks' Träume deutet und voraussieht, „dass ich eine Kriegerin sein



Autorin und intersektionale Feministin: bell hooks Foto: Courtesy of the Estate of bell hooks

werde.“ Aber diese Kontakte haben auch ihre Geschwister.

Warum entwickelt gerade bell hooks diese Liebe zu Büchern – und keines ihrer Geschwister? Wie ist aus Gloria Jean Watkins die Feministin geworden, die bereits mit 19 ihr zentrales Werk „Ain't I a Woman: Black Women and Feminism“ geschrieben hat? Das kann das Buch nicht ganz beantworten. Womöglich spielte ihr starkes Asthma eine Rolle, das sie, so beschreibt es hooks in ihren Erinnerungen, zum Problemkind gemacht habe, „immer Sorgen, immer krank“. Aber ihre immer präsente Opposition, ihr Widerstand, ihr Hinterfragen ist von klein auf schon da. Letztlich zeigt bell hooks mit ihren Erinnerungen, dass aus einem kleinen Schwarzen Mädchen aus einem armen Haushalt eine starke Frau in dieser Welt werden kann. Nicht im Sinne einer

„Vom Tellerwäscher zum Millionär“-Mentalität, in der jede es schaffen kann, wenn sie sich nur anstrengt. Sondern als Erinnerung an die Erwachsenen, dass Können und Klugheit auch in denjenigen liegt, die keine Privilegien haben.

„Bone Black“ hat das Potenzial, auch zum Nachdenken über die eigenen Lebensparameter anzuregen. Welche Menschen waren für einen selbst Vorbilder? Welche Werte wurden einem mitgegeben? Welche Verletzungen sind entstanden? Wann spielte Behinderung eine Rolle? Wann Homosexualität oder Race? Wie in bell hooks weiteren Werken geht es ihr auch in ihren Kindheits-erinnerungen nicht primär um sich, sondern um die Leser*innen, die sie als Akteur*innen für Veränderung sieht. Wie gut, dass immer mehr ihrer Bücher auf Deutsch zur Verfügung stehen.



bell hooks: „Erinnerungen an eine Kindheit“. Aus dem Amerikanischen von Marion Kraft. Elisabeth Sandmann Verlag, Berlin 2024, 176 Seiten, 24 Euro

taz talk

21.–24. März 24

meets Buchmesse Leipzig

Ein Vorgeschmack auf unser Programm auf der Leipziger Buchmesse:

Halle 5 | D 500 und online im Stream.

„Eine Arbeiterin“ von Didier Eribon

Ein hochpolitisches, zugleich sensibles Buch, das schonungslos darlegt, wie sehr die Politik, aber auch die Philosophie, ja wir alle die skandalöse Situation vieler alter Menschen lange verdrängt haben.

„Der Stich der Biene“ von Paul Murray

Unwiderstehlich, witzig und weise – ein tragisch-komisches Epos über Familie, Schicksal und die Herausforderung, ein guter Mensch zu sein, wenn die Welt auseinanderfällt.

„Zeit der Zäune. Orte der Flucht“ von Katja Riemann

Eine Erzählung von Orten der Flucht und Begegnungen mit erstaunlichen Personen und Situationen. Wo sind diese Orte und wie leben Menschen im Interim, im Warten und mit der Ungewissheit?

„Die Sprache des Kapitalismus“ von Simon Sahner & Daniel Stähr

Für ein gerechteres Miteinander: Wie können wir neue Narrative schaffen, um uns aus der scheinbaren Alternativlosigkeit des Kapitalismus zu befreien und Veränderungsmöglichkeiten aufzuzeigen?

„Ich stelle mich schlafend“ von Deniz Ohde

Ein Roman von der dunklen Seite der Liebe und die Geschichte einer Befreiung. Kann es eine Berührung geben, die den Kern eines Menschen irreversibel verändert?

„Mutproben“ von Thomas Hitzlsperger und Holger Gertz

Aus der bayerischen Provinz in die großen Fußballligen Europas: Die abenteuerliche Lebensgeschichte des Fußballstars und ein Einblick in sein Engagement für Vielfalt und Toleranz.

Neubauer trifft Cohn-Bendit

Angesichts der immer sichtbarer werdenden Schwierigkeiten, Reformpolitik durchzusetzen, reicht routinierte Kritik an der Regierung und der Starre der Merkel-Jahre nicht mehr aus. Wie können Politik und Protest sich erfolgreich neu aufstellen?

in der
galerie
KUB



Alle weiteren Talks und detaillierte Informationen finden Sie unter: www.taz.de/buchmesse